

Die
Bibliographie der Homosexualität
für das Jahr 1900,
sowie
Nachtrag zu der Bibliographie des ersten u. zweiten Jahrbuches.
von
Dr. jur. Numa Praetorius

-
Inhaltsangabe

I. Abschnitt

Die Schriften des Jahres 1900 und die im vorjährigen Jahrbuch übergangenen
des Jahres 1899

KAPITEL 1:

Die Schriften über Homosexualität mit Ausschluss der reinen Belletristik,
(Wissenschaftliches, Litterarisches, Varia)

§ 1: Schriften der Mediziner

Celesta: Sulla inversione sessoale in Lombroso's Archivio di psichiatria. Vol. XXL 1900.

Colin: Sur l'état mental et physique des individus condamnés pour attentat à la pudeur in der Revue de psychiatrie. Juni-Juliheft 1899.

Dühren: Der Marquis de Sade und seine Zeit Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die Lehre der Psychopathia sexualis. 1900.

Féré: L'instinct sexuel: Evolution et dissolution. 1899.

Fuchs: Erfahrungen in der Behandlung conträrer Sexualempfindung. (Vortrag im Verein für Psychiatrie und Neurologie in Wien am 13. Februar 1900). Abgedruckt in der „Wiener klinischen Rundschau“ Nr. 14. 1900.

Haberlandt: Conträre Sexualerscheinungen bei der Negerbevölkerung Sansibars in den „Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft“. Bd. 31.1899.

Heilbronner: Beitrag zur klinischen und forensischen Beurteilung gewisser sexueller Perversitäten in der „Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen.“ 19. Bd. 2. Heft 1900
2. Heft Nr. 9.

Kaan: Gerichtsärztliches Gutachten in „Friedreichs Blättern für gerichtliche Medizin“. 50. Jahrgang.
Heft 1.

Krafft-Ebing: Drei Conträrsexuale vor Gericht in den „Jahrbüchern für Psychiatrie und Neurologie“. 19. Bd. 2. Heft. 1900.

Krafft-Ebing—Garnier: Résumé sur les perversions sexuelles obs&lantes et impulsives au point de vue medicol&egal in den „Archives de Neurologie“. Vol. X. Nr. 59 et 60. 1900.

Näcke: Die forensische Bedeutung der Träume in der „Zeitschrift für Criminalanthropologie und Criminalstatistik“ von Gross. 1. Heft Bd. 5. Septemhernummer 1900.

Näcke: Die sexuellen Perversitäten in der Irrenanstalt in der „Wiener klinischen Rundschau“. 1899. Nr. 27—30.

Venturi: Corrélations psycho-sexuelles. Bibliothéque de criminalologie Bd. 18. 1899.

§ 2: Schriften der Nicht-Mediziner.

Anonym: Die Tugendheuchler. Artikel in der „Neuen Zeit“ vom 10. November 1900.

Driesmans: Das Geschlechtsempfinden der Griechen in dem „Magazin für Literatur“, Nummern vom 22. und 29. December 1900.

Eekhoud: Chronique de Bruxelles im „Mercure de France“. Nummern vom Juni und Dezember 1900, Januar und März 1901.

Förster-Nietzsche: Friedrich Nietzsche über Weib, Liebe und Ehe in der „Neuen Deutschen Rundschau“. Oktoberheft 1899.

Hart: Platens Tagebücher im „Literarischen Echo“. 2. Septemberheft 1900.

Hermann: Genesis oder das Gesetz der Zeugung. Bd. 1-4. 1899 und 1900.

Kaufmann: Besprechung von Kupfer's Lieblingsminne und Freundesliebe in der „Gesellschaft“, 1. Dezemberheft 1900.

Kaufmann: Heine und Platen, eine Revision ihrer literarischen Prozessakten in den „Zürcher Discussionen“. Nr. 16 und 17. 1900.

Kupfer: Lieblingsminne .und Freundesliebe in der Weltliteratur. 1900.

Meyer: Nietzsche, der Frauenfeind in der „Gegenwart“ vom 24. Februar 1900.

Nemanitsch: Homosexuelle Eifersucht in der „Zeitschrift für Criminalanthropologie und Criminalistik.“ 7. Bd. Heft 3. 1900.

Panizza: Arthur Rimbaud in der „Wiener Rundschau“. 1. Oktoberheft 1900.

Renou: Die Blumenschiffe in China im „Mercure de France“, Septembemummer 1900.

Semidoff: Kodifizierte Irrthümer in der „Kritik“ Nr. 91. Heft 11. 1900.

Tannenberg’: Die Psychopathia sexualis itn Konitzer Mord in der „Welt am Montag“ 30. April 1900. Windelband: Platon. 1900.

Kapitel 2: Belletristik.

Dauthendey: Vom neuen Weib und seiner Sittlichkeit Roman 1900.

Dilsner: Jasminblüthe. Drama nebst Vorwort 1899. Evers: „Einladung*“ und „An einen Jüngling“. Gedichte 1900.

Gramont: Astarté, Oper 1901.

Hagenauer: Muspilli. Roman 1900.

Herdy, D’ Luis: La Destinée. Roman 1900.

Ives: Eros* Throne. 1900.

Kupffer: „Irrlichter“. Drama 1900.

Louys, Pierre: Les aventures du roi Pausol 1900. Meebold: Dr. Erna Redens Thorheit und Erkenntnis in der Novellensammlung „Allerhand Volk“ 1900. Mirbeau: Le journal d’une femme de chambre. Roman 1900. Nieman: Zwei Frauen. Roman 1901.

Péladan: La vertu suprême. Roman 1900.

Pemauhm: Ercole Tomei. Roman 1900.

Schlaf: Drittes Reich. Roman 1899.

Schlaf: Der Tod des Antichrist. 1900.

Seydlitz: Pierre’s Ehe. Novelle 1900.

Tolstoi: Auferstehung. Roman 1899.

Kapitel 3: Besprechungen des Jahrbuchs.*)

Anonym: Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 27. Dezember.

*) Sämtliche Besprechungen beziehen sich auf das 11. Jahrbuch mit Ausnahme derjenigen von Herzberg, die sich mit dem I. Jahrbuch beschäftigt.

Anonym: Deutsche Medicinische Presse vom 24. Juli.

Anonym: Zeitschrift „Die Zeit“ vom 30. Juni.

Anonym: Strassburger Post vom 9. Juli.

Anonym: Yossische Zeitung vom 27. September.

Benzmann: Allgemeine Deutsche Universitätszeitung vom 1. Dezember.

Conrad: Zeitschrift „Die Gesellschaft“, I. Januarheft 1901.

Fuld: Zeitschrift „Das Recht“ vom 10. August.

Gaulke: Das homosexuelle Problem in dem .Magazin für Litteratur“ vom 2. März 1901.

Gross: Archiv für Criminalanthropologie und Criminalstatistik. Bd. IV. Heft 3 und 4 vom 21. August

Guttzeit: Der neue Mensch. November- u. Dezemberheft.

Herzberg: Besprechung des I. Jahrbuchs in der .Neuen Zeit“ vom 28. April 1900.

Hirschfeld: Litterarisches Echo. 2. Dezember 1900.

Mehler: Zeitschrift „Die Umschau“.

Näcke: Zeitschrift für Psychiatrie. Bd. 57.

Placzek: Jahrbuch für gerichtliche Medizin. Nr. 1 1901.

Vieuten: Zeitschrift „Das literarische Echo“. 2. Novemberheft.

II. Abschnitt.

Vor dem Jahre 1899 erschienene im ersten und zweiten Jahrbuch nicht erwähnte Schriften.

Kapitel 1: Die Schriften mit Ausschluss der reinen Belletristik.

§ 1: Schriften der Mediziner.

§ 2: Schriften der Nicht-Mediziner.

Kapitel 2: Belletristik.

-

I. Abschnitt.

Die Schriften des Jahres 1900*) und die im vorjährigen Jahrbuch übergangenen des Jahres 1899

KAPITEL 1:

Die Schriften über Homosexualität

mit Ausschluss der reinen Belletristik:

Wissenschaftliches, Litterarisches, Varia

-

§ 1: Schriften der Mediziner

1) **Celesia**)**: Sulla inversione sessuale in Lombroso's Archivio di psichiatria: VoL XXI. 1900. S. 209.

Verfasser bespricht, ohne auf die juristische und moralische Seite der Frage einzugehen, in längeren Ausführungen die physiologischen und psychischen Momente sowie die medizinische Forschung auf gleichgeschlechtlichem Gebiet; er bringt jedoch keine neuen, von KrafftEbing, Moll etc. abweichenden Gesichtspunkte.

Nach ihm ist die Hauptquelle des Umingtumes der Atavismus in den Familien, in denen, wenn auch in entfernten Mitgliedern, der Hang zur Homosexualität vorhanden gewesen sei. Gelesia betont insbesondere das häufige Vorkommen der gleichgeschlechtlichen Neigung bei Genies, namentlich bei Künstlern. Die Homosexualität träte teils in ihren Werken klar hervor (z. B. bei Michel Angelo), teils sei die Wirkung gewisser Werke auf Urninge eine ausserordentliche (z. B. Richard Wagner*). Soweit dies möglich war, sind auch die seit Beginn des Jahres 1901 erschienenen Schriften besprochen, in Verbindung mit Ludwig II. von Bayern). Unter den Musikern fänden sich nach seiner Meinung bis zu 60% Homosexuelle.

***) Mitgeteilt von Herrn X,

2) **Colin**, H., Arzt im Asyl für geisteskranke Verbrecher zu

Gaillon (Frankreich): „Sur l'état mental et physique des individus condamnés pour attentat à la pudeur“ in der „Revue de psychiatrie“ Juni-Juliheft 1899. S. 122.

Colin teilt die von ihm untersuchten Sittlichkeitsdelinquenten in zwei Klassen:

1) die körperlich Schwachen, die Krüppel und Greise,

2) die geistig Schwachen,

In beiden Klassen sei das Vorkommen sexueller Anomalien häufig. Diese Thatsache erkläre sich insbesondere aus der Aengstlichkeit der betretenden Leute, denen ein körperlicher Fehler anhafte. In

vielen Fällen hätten die Verurteilten keinen normalen Verkehr mit der Frau und oftmals gar keinen heterosexuellen überhaupt gehabt.

Folgen sodann klinische Beispiele.

Die Erklärung Colins ist, soweit es sich um solche handelt, die homosexuell verkehrt haben, zweifellos nur für die seltensten Fälle richtig.

3) **Dühren**, Eugen: Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts, mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der psychopathia sexualis. Berlin und Leipzig, Verlag von Barsdorf 1900.

Das Buch beginnt mit Erörterungen über das Geschlechtsleben überhaupt. Die Liebe käme in Betracht als physisches, historisches und metaphysisches Problem. Das historische Problem beanspruche besondere Bedeutung.

Auch in der Geschichte kehrten regelmässig dieselben Formen und Typen des Geschehens wieder. Diese Rythmen seien aufzusuchen zur Erklärung der Liebe als geschichtliche und soziale Erscheinung. Die Liebe stehe in Wechselbeziehung zur Gesellschaft, zu dem Recht, der Moral, der Religion, der Sprache und Dichtung.

Bei verschiedenen Völkern nähme sie gleichsam nationale Färbung an. Die Weltlitteratur liefere das Baumaterial für eine historische Psychologie der Liebe. Endlich werde das Geschlechtsleben durch die materielle Kultur einer Epoche (Krieg, Frieden, städtisches Leben, Kleidung, Nahrung etc.) beeinflusst.

Von diesem sozialpsychologischen Standpunkt aus will dann Dühren die Persönlichkeit und die Werke des Marquis de Sade untersuchen, jenes berühmten, merkwürdigen Erotomanen des 18. Jahrhunderts, der dem Sadismus seinen Namen gab, der eine Anzahl von Misshandlungen und Greuel aus Geschlechtslust beging, die grösste Zeit seines Lebens im Gefängnis zubrachte und die ungeheuerlichsten erotischen Romane schrieb, die die Weltlitteratur kennt.

Dühren will Sade nicht, wie bisher die Aerzte es gethan, aus seinem individuellen psychopathologischen Zustand, sondern aus seiner Zeit heraus erklären. Er will feststellen, was Sade von seinerzeit empfangen und was er ihr gegeben habe.

Dühren bringt deshalb im I. Teil des Buches eine Darstellung des Charakters des 18. Jahrhunderts in Frankreich, der äusseren sozialen Verhältnisse und namentlich der Zustände auf sexuellem Gebiet, wo er die verschiedensten geschlechtlichen Ausschweifungen bis ins Einzelne verfolgt und auf die Wechselwirkung zwischen der Wirklichkeit und ähnlichen Situationen und Schilderungen in der Litteratur, besonders aber in den Romanen von Sade hinweist.

Hierbei finden sich in den einzelnen Kapiteln zerstreut eine Anzahl Bemerkungen über gleichgeschlechtlichen Verkehr, sowie zusammenhängende Ausführungen in den Abschnitten: Tribadie, Päderastie und Italienische Zustände im 18. Jahrhundert.

1. Weib weiblicher Geschlechtsverkehr: Die Tribadie sei sehr verbreitet gewesen. Diderot's „Beligieuse* und andere erotische Erzählungen über Nonnenklöster bewiesen dies. Die Darstellungen Sade's über die Tribadie in den Klöstern, über „die Kirchen, die zu Bordellen geworden*, seien sicherlich der Wirklichkeit entnommen.

Die Tribaden mit männlichen Neigungen hätten sich sehr vermehrt, sie seien durch männliche Kleidung aufgefallen (S. 199).

Ueber künstliche Apparate bei Ausübung lesbischer Akte (S. 219).

Erzählung nach Casanova einer öffentlich vorgenommenen unzüchtigen Handlung zwischen zwei Frauen, während sie einer Hinrichtung beiwohnten (S. 241).

Ueber die lesbische Leidenschaft der Königin Karoline von Neapel, ihr Verhältnis zu Lady Hamilton und die ähnlichen Schilderungen dieser Personen bei Sade (S.273—276).

Im Abschnitt über Onanie: Citate von Versen, aus denen das häufige Vorkommen gegenseitiger Onanie hervorgehe (8. 169).

Das Kapitel über die Tribadie (S. 170—191): Selbst im antiken Lesbos seien kaum ähnliche Zustände vorhanden gewesen, wie im 18. Jahrhundert in Frankreich. Die Werke Sade's spiegelten hinsichtlich der Tribadie getreu das Bild jener Zeit.

Der Roman „Juliette“ werde gleich eröffnet mit einer wollüstigen Scene zwischen Nonnen. Die von glühendem Männerhass erfüllte Clairwill bilde einen ausgezeichneten Typus einer Tribade. Sade führe die Anlage zur lesbischen Liebe zum Teil auf die Gestaltung der Clitoris bei gewissen Frauen zurück. Auch Mirabeau in „Ma conversion“ beschreibe eine von 30 Hofdamen aufgeführte Tribadenscene. Derartige Schilderungen hätten die Wirklichkeit nicht überboten.

Dühren giebt nun an der Hand des Buches „L'espion Anglais“ eine eingehende Darstellung einer tribadischen Vereinigung, er schildert die Aufnahme eines von einer Weltdame verführten Mädchens in den Klub, die Prüfung seiner körperlichen Reize, die es zu bestehen hat, die Ceremonien der Einführung, die eigentümliche Ausstattung der Lokalitäten, die Rede der Vorsitzenden, welche in begeisterten Worten die Tribadie preist.

2. Mannmännlicher Geschlechtsverkehr: Erwähnung eines der Päderastie ergebenen Priesters (S. 61). Die obscönsten Bilder, auch mit Scenen der Päderastie, seien öffentlich in Schaufenstern ausgehängt gewesen (S. 110).

Sade erwähne Bordelle und Klubs, wo Mädchen und Knaben den Besuchern zur Verfügung gestanden (S. 137) Ein verbreiteter Mädchen- und Knabenhandel habe zweifellos stattgefunden (S. 153).

Das Kapitel über die Päderastie (S. 191—196):

Der Marquis de Sade singe das Lob der Päderastie in allen Tonarten: in dem Roman „ Philosophie dans le boudoir“ beschreibe Dolmancö die Genüsse des mann-männlichen Verkehrs. Dieser Dolmancö verschmähe auch nicht gelegentlich paedicatio mulieris, ein anderer Held von Sade, Bressac, sei dagegen völlig unempfindlich gegenüber den Reizen der Frau. Es sei dieser Bressac der einzige Typus mit hereditärer sexueller Inversion, den Sade gezeichnet habe. Alle übrigen hätten die Perversion allmählig während des Lebens erworben. So, meint dann Dühren, sei es auch in der Wirklichkeit: Die angeborene Inversion sei die Ausnahme, die Erwerbung durch Verführung, lasterhafte Gewohnheit oder Geisteskrankheit die Regel.

Dühren giebt dann einen geschichtlichen Ueberblick über das Vorkommen der Päderastie vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Unter Heinrich IH. hätten sich die Männer unter den Pforten des Louvre öffentlich provociert und unter Ludwig XIV. habe die Päderastie ihre bestimmten Gesetze und Organisationen gehabt. Während Heinrich IH. selbst homosexuell gewesen, habe Heinrich IV. die Verbreitung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs zu verhindern gesucht; unter Ludwig XIII. sei er aber wieder am Hofe ausgeübt worden. Sodann Erwähnung des bekannten Homosexuellen Philipp d'Orleans, des Bruders von Ludwig XIV. Ferner berichtet Dühren über den auch schon von Moll angeführten angeblichen Verführungs-Versuch des Königs durch den Kardinal Mazarin, sowie über einen vornehmen Päderastenklub aus dem 17. Jahrhundert

Auch im 18. Jahrhundert sei der Kultus der Päderastie am Hofe anzutreffen, zur Revolutionszeit habe sie die grösste Blüte erlangt, sie sei ganz offen aufgetreten. Der Schriftsteller R6tif de la Bretonne habe die grosse Verbreitung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs im Altertume durch die allzu grosse Aehnlichkeit der männlichen und weiblichen Kleidung erklären wollen. Auffällig sei es allerdings, dass die Zeit der grössten Ausbreitungv homosexueller Neigungen mit den Moden à la grecque im 18. Jahrhundert Zusammenfalle.

Im Kapitel: „Italienische Zustände im 18. Jahrhundert“ Ausführungen über die Homosexualität in Italien. (S. 266—268).

Italien sei das gelobte Land der Päderastie. Dies habe auch de Sade hervorgehoben. Italien sei in dieser Beziehung gefährlich für jeden, der begeistert von der antiken Kultur seinen Boden betreten habe, dies beweise Winckelmann. (!)

Dühren führt dann eine Anzahl berühmter Männer und Päpste an, die der Homosexualität überführt oder verdächtig seien: Sixtus IV., Michelangelo, Sodoma, Julius III., erwähnt einen gewerbsmässigen Prostituierten in Padua und giebt die Berichte von Moll und Casper über die heutige Verbreitung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs in Italien wieder. An dem Ueberhandnehmen der homosexuellen Praktiken im 18. Jahrhundert sei, so meint Dühren, der Clerus zum grossen Teil Schuld gewesen, <la die Klöster die Stätten aller Ausschweifungen gebildet.

Nachdem Dühren im I. Teil seines Buches das Zeitiilter des Marquis de Sade beschrieben, erzählt er im II. Teil das Leben des erotischen Schriftstellers. Hier ist zu vermerken, dass eine der Verurteilungen des Marquis ausdrücklich wegen Sodomie“ erfolgte.

In Teil III wird der Inhalt der Werke von Sade im Einzelnen angegeben, nebst seinen Theorien (S. 325 bis 405) und in Teil IV. und V. die Theorie und Geschichte des Sadismus dargestellt (S. 405—433 und 433—479). Diese Inhaltsangabe der Romane von Sade lässt erkennen, •dass fast auf jeder Seite Episoden und Szenen geschlechtlicher Art zwischen Personen des gleichen und verschiedenen Geschlechts mit einer in Wollust schwelgenden Phantasie, beschrieben und alle möglichen Situationen und Ungeheuerlichkeiten des normalen und anormalen Geschlechtsverkehrs: Incest, Paedophilie u. s. w. mit einander combinirt werden; namentlich aber geht hervor, dass der in den Martern und Qualen seine Befriedigung suchende, bis zur Mordlust gesteigerte Trieb — der nach Sade den Namen erhalten hat (Sadismus) — wahre Orgien in seinen Erzählungen feiert.

In der Auffassung der Natur der Homosexualität ist Sade seiner Zeit vorausgeeilt. S. 402 berichtet Dühren: Nach Sade sei es eine Barbarei, die Päderastie und Tribadie zu bestrafen, da eine , Abnormität

des Geschmackes“ kein Verbrechen darstelle; die Päderastie insbesondere sei stets bei kriegerischen Völkern im Schwünge gewesen, da sie Mut und Tapferkeit einflösse; und S. 420: An zwei Stellen seiner Werke bezeichne Sade den Trieb zum gleichen Geschlecht als eine Funktion der Organe; der sexuell Perverse sei ein Kranker, zu beklagen, aber nicht zu tadeln. Gegen diese Anschauung wendet sich Dühren 8. 425: Die Mehrzahl der sexuell perversen Personen sei geistig gesund, ihre Perversion habe den Grund in Verführung und geschlechtlicher Ueberreizung.

S. 472 und 473 schreibt sodann Dühren dem Einfluss gewisser literarischer und künstlerischer Erzeugnisse die Verbreitung anormaler sexueller Empfindungen zu. Es sei wahrscheinlich, dass Winkelmann durch das Studium des griechischen Altertums und der griechischen Kunst zur Knabenliebe (— müsste doch mindestens heissen: Jünglingsliebe. N. Pr. —) sich gewendet habe. Am häufigsten, fährt Dühren weiter fort, entstehe aber die sexuelle Perversion durch direkte Verführung. So würden in Paris Knaben von 12—14 Jahren zur Masturbation und Päderastie herangezüchtet und zu denunzierenden Kinaeden ausgebildet. In diesem Zusammenhang bemerkt dann noch Dühren: „Und angesichts dieser Thatsachen denkt man an Aufhebung des § 175 des Str.-G.-B. Das hiesse den Teufel durch Beizebub austreiben. Mögen lieber die paar unglücklichen hereditären Urninge leiden, als dass die Päderastie, das entsittlichendste aller sexuellen Laster, für erlaubt und strafloserklärt wird.“

Das Buch von Dühren ist ein verdienstvolles Werk. Es enthält auch zum Teil sehr interessante Mitteilungen und Litteraturangaben über die Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts in Frankreich.

Die Bedeutung der sozialen und kulturellen Verhältnisse für die Gestaltung der Liebe — der Hauptgesichtspunkt der Schrift — wird aber überschätzt. Viele Thatsachen und Vorkommnisse, die Dühren zur Unterstützung seines Grundgedankens anführt, trifft man auch heute und hat man in jedem Zeitalter angetroffen, weshalb sie für die behauptete Sittenverderbnis im 18. Jahrhundert und speziell für Frankreich nicht besonders beweiskräftig sind. Zwischen Liebe und äusseren Verhältnissen besteht allerdings eine gewisse Wechselwirkung. Die Kenntnis der Kultur wird auch einen genaueren Einblick in das Geschlechtsleben gestatten; namentlich hat Dühren darin Recht, dass aus der Litteratur einer Periode sich wertvolle Aufschlüsse über die Liebe in dem betreffenden Zeitalter gewinnen lassen; dies Anerkenntnis muss mit besonderer Genugthuung hervorgehoben werden, heute, wo eine Anzahl von Stimmen das Studium der Homosexualität in der Geschichte, dem Leben grosser Männer und der Litteratur für unnütz und zwecklos hält.

Umgekehrt soll auch die Wichtigkeit des Milieus und der äusseren Faktoren für die Entwicklung des Geschlechtslebens nicht geleugnet werden, aber die Bedeutung, die Dühren diesen Faktoren beilegt, haben sie nicht. Besonders muss ihm darin widersprochen werden, dass die Entstehung und Verbreitung der Homosexualität in der Regel auf äussere Umstände zurückzuführen sei. Gewisse Modalitäten innerhalb einer Geschlechtsrichtung mögen je nach Zeit und Land wechseln, aber die Kulturzustände allein bringen nicht die konträre Sexualempfindung hervor. Die Homosexualität bedeutet nicht, wie Dühren zu meinen scheint, eine Umwandlung eines ursprünglich normalen Triebes in einen solchen zum gleichen Geschlecht durch Angewöhnung, sondern meist eine angeborene natürliche Anlage.

Gerade hinsichtlich des mann männlichen Geschlechtsverkehrs ist es Dühren nicht gelungen, den Beweis für seine Behauptungen zu erbringen, er hat vielmehr selbst beinahe das Gegenteil durch seine Darstellung des geschilderten Zeitalters bewiesen.

Trotz des zahlreichen angeführten Quellenmaterials über das 18. Jahrhundert vermag Dühren über die Päderastie nur Dürftiges zu citieren. Abgesehen von einigen oben erwähnten zerstreuten, wenig bedeutungsvollen Thatsachen muss sich Dühren in dem Kapitel über die Päderastie für das 18. Jahrhundert zunächst mit dem ganz allgemeinen Satz behelfen: „Jedenfalls rettete sich der Kultus der Päderastie am französischen Hofe auch ins 18. Jahrhundert hinüber.“ Ausser einer unzüchtigen — nicht notwendigerweise — mit gleichgeschlechtlichem Verkehr zusammenhängenden Geste Ludwig XV. und Aeusserungen eines Regierungskommissars aus der Revolutionszeit sowie Bemerkungen des Romanschriftstellers Restif de la Bretonne wird nichts Genaueres über diesen Kultus mitgeteilt.

Bei seiner Auffassung von der Entstehung der Homosexualität beruft sich Dühren mit Unrecht auf Sehren kNotzing. Dühren will die konträre Sexualempfindung meist auf directe Verführung oder Uebersättigung am normalen Geschlechtsgenuss zurückführen. In diesem Sinne spricht eigentlich Sehrenk-Notzing nicht von Erwerbung; er ist viel zu guter Kenner der Homosexualität, um diese alten, von der Wissenschaft nicht mehr anerkannten Erklärungsversuche zu verteidigen. Schrenk-Notzing schreibt lediglich dem occasionellen Moment die Kraft zu, bei disponierten Naturen durch zwingende Associationen in früher Jugend oder im Pubertätsalter eine dauernde konträre Sexualempfindung hervorzurufen. Wie schon Näcke treffend betont hat, ist der Unterschied zwischen dieser Erwerbung und dem Angeborenssein kein grosser.

Dass die Anschauung, welche die Theorie des Angeborensseins der Homosexualität ablehnt nicht an und für sich zur Aufrechterhaltung des § 175 R.-St.-G.-B. führt, wie Dühren zu glauben scheint, hat ebenfalls Schrenk-Notzing bewiesen, der die Abänderung des Strafgesetzes für angezeigt erachtet.

Besonders seltsam ist die Art und Weise, wie Dühren die Weitergeltung des § 175 R.-St.-G.-B. rechtfertigt. Es ist ja nicht zu leugnen, dass gewisse Urninge sich an Knaben vergreifen, — aber jedenfalls seltener als Normale an unerwachsenen Mädchen, — deshalb jedoch die homosexuellen Handlungen unter Erwachsenen mit Strafe zu belegen, hat ebensowenig einen Sinn, als wegen der häufigen Verbrechen Normaler gegenüber Mädchen unter 14 Jahren den ausserehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Frau zu verbieten.

4) **Féré**, Charles: „L'instinct sexuell, Evolution et dissolution“. (Paris, Alcan 1899.)

Ein Buch von 333 Seiten über den Sexualtrieb und die sexuellen Anomalien, mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Kapitel 1: Sexualtrieb — Allgemeines — Entwicklung. Kapitel II: Verfall des Geschlechtstriebes, enthalten allgemeine Erörterungen über den Sexualtrieb vom medizinisch-philosophischen, anthropologisch-soziologischen weit mehr als vom physiologischen, psychologischen Standpunkt. Eine genaue physiologisch-psychologische Untersuchung wie die von Moll in seiner „Libido sexualis“, die dem Verfasser leider unbekannt ist, findet nicht statt. Aus den allgemeinen Anschauungen von F4rd über den Sexualtrieb sowie dessen Bedeutung und kulturelle Entwicklung ergibt sich seine Beurteilung der Homosexualität, weshalb ich die Ausführungen der Kapitel I und II, die nur gelegentlich die Homosexualität berühren, in grossen Zügen wiedergeben muss.

Kapitel I:

Der Trieb bedeute einen bestimmten angeborenen, nicht durch persönliche Erfahrung erworbenen Drang, im Gegensatz zur Gewohnheit. Letztere sowie die Nachahmung spielten allerdings eine

grosse Rolle. Der Trieb sei eigentlich nur ein komplizierterer Reflex, der aber bloss durch äusserliche Reize in Bewegung trete, welche die angeborene Erregungsfähigkeit hervorriefen. Der Sexualtrieb bezwecke ursprünglich nur die Erhaltung des Individuums, dann die der Gattung und endlich die der sozialen Gruppen. Er erstrebe zuerst nur den Konjugationsakt, nach und nach träte der Drang der Verfolgung und sexuellen Anziehung hinzu, endlich das Streben nach dauernder Verbindung und nach dem Schutz der Jungen.

Alle äusseren, den Gesamtorganismus beeinflussenden Reize seien auch fähig, auf den Sexualtrieb einzuwirken. Bedeutsam seien nicht nur physische Reize, sondern auch Gefühle und die Vorstellung moralischer und intellektueller Eigenschaften, die bei gewissen Individuen entscheidenden Einfluss auf den Geschlechtstrieb gewinnen könnten. An sich sei der Trieb bezüglich der sexuellen Anziehung gerade so automatisch und unbewusst wie der Konjugationstrieb. Nicht immer sei aber die gegenseitige Uebereinstimmung in der sexuellen Auslese für die Gattung förderlich. Viele aus ganz instinktiven, impulsiven Trieben geschlossene Ehen gäben oft eine fehlerhafte Nachkommenschaft. Auch die Degenerierten suchten und fänden sich unbewusst, und nur indirekt würde ihre systematische Anziehung der Gattung nützen, nämlich dadurch, dass sie ihren Untergang beschleunige. In der zivilisierten Gesellschaft nähme das intellektuelle Element eine hervorragende Stellung im sexuellen Leben ein, doch dürfe die sexuelle Auswahl sich nicht allein auf intellektuelle und moralische Faktoren stützen, sonst verfehle sie ihren Zweck.

Die Entwicklung des Sexualtriebes beim Menschen gehe nicht allein auf die Erzeugung von Individuen, die den Interessen der Gattung am meisten angepasst seien, sondern auch dahin, diesen die für den sozialen Fortschritt geeignetste Erziehung zuzusichern.

Die Liebe zum Kinde zeige sich beim intelligenteren Typus. Mit grösserer Elternliebe und sorgfältigerer Erziehung der Kinder gehe Hand in Hand eine Tendenz, die Familie zu vermindern. Die Zunahme intellektueller Kultur vermindere die Produktion. Aber die kultiviertesten Typen zögen sich an, dies sei ein Fortschritt für die Erziehung. Mit der Kultur änderten sich die Aeusserungen des Sexualtriebes. Die Keuschheit der Frau sei ein Produkt des Fortschrittes, sie habe sich zuerst gezeigt. Beim Manne habe sie sich später entwickelt. Die gegenseitige Liebe begründe die Moral und Hygiene des Lebens.

Die Zivilisation habe als Ergebnis die Unterwerfung des Sexualtriebes unter den Willen. Nur bei Wenigen könne das Bedürfnis völlig unterdrückt werden, eine Aufschiebung sei aber meist möglich, Schädlichkeiten entstünden nicht daraus.

Der sexuelle Fortschritt gipfele in der Keuschheit,* die, welche sie beobachteten, seien die besten Eheleute und Eltern. Sie hätten die Geschlechtskrankheiten vermieden und hinterliessen Kinder ohne den Keim des Lasters und der Degenerescenz. Die Erziehung bezwecke, die Triebe des Menschen zu zügeln, dies unterscheide ihn vom Tier. Dass die Keuschheit bei der Frau erstrebenswert sei, leugne niemand, aber für den Mann wolle man eine Ausnahme machen. Prostitution und venerische Krankheiten seien jedoch nur wirksam einzuschränken, wenn auch die Männer keusch blieben. Die Achtung vor der individuellen Freiheit hindere ein gesetzliches Einschreiten gegen die ausschereheliche Befriedigung des Sexualtriebes, aber die Erziehung solle auch beim Manne auf seine Einschränkung hinwirken. Die sexuelle Moral hänge mit der allgemeinen Moral zusammen. Die Keuschheit der Frau sei die Grundlage der Zivilisation, das Gleiche gelte aber auch bezüglich des Mannes, wenn man bedenke, dass seine Fehler Ehebruch, Erzeugung unehelicher Kinder, Entehrung der Mütter, Verbreitung ansteckender Krankheiten u. s. w. nach sich zögen.

Kapitel II:

Der Erfolg gehöre demjenigen, der sich am besten den ungünstigen Bedingungen anzupassen wisse. Der Verlust der sozialen Instinkte sei eng verknüpft mit dem Verlust der höheren sexuellen Triebe. Nach den sozialen Instinkten seien zuerst die auf die dauernde Vereinigung bezüglichen Triebe bei der Auflösung des Geschlechtstriebes angegriffen. Beide seien eng mit einander verbunden.

Die Jungen würden die verschiedenen Stadien der Artentwicklung durchmachen. Sie zeigten wie die Urahn eine Tendenz zur sexuellen Verwischung und regellosen Polygamie. Deren Fortdauer bei Erwachsenen unter normalen sozialen Bedingungen weise auf eine Störung in der Entwicklung des Geschlechtstriebes hin. Die Auflösung offenbare sich meist durch den Verlust der zuletzt erworbenen Eigenschaften, der auf das Interesse der sozialen Gruppe und der Gattung bezüglichen Triebe, d. h. der den Schutz der Jungen und die dauernde Vereinigung betreffenden Instinkte. Ein schwereres Zeichen der Auflösung sei der Verlust der auf die Verfolgung und sexuelle Anziehung bezüglichen Triebe. Die Mittel der Anziehung und Verfolgung seien bei Degenerierten meist verkümmert und erschwerten somit auch die Auswahl. Die Auflösung des Geschlechtstriebes zeige sich auch in der Verminderung der sexuellen Neigungen. Diese offenbare sich in der Häufigkeit der Effemination beim Manne, der Viraginität bei der Frau, wodurch die sexuellen Unterschiede verwischt würden. Die sexuellen Perversitäten bildeten einen organischen Fehler. Die Päderastie, und zwar auch die erworbene, bewiese stets eine anormale Konstitution, wenn sie sich in einer Umgebung zeige, wo sie verpönt sei und ausnahmsweise vorkomme. Unter gewissen Bedingungen, so z. B. bei den Griechen, habe sie sich beim Mangel eines gemeinsamen Lebens zwischen Mann und Frau und dem ständigen Zusammenleben der Männer unter einander ohne angeborene Perversion entwickeln können. Die beiden Arten von Perversionen dürften nicht zusammengeworfen werden, wie dies manche Aerzte thäten, die glaubten, die sexuelle Inversion habe stets existiert, obgleich sie erst seit Westphal bekannt und ihr früheres Vorkommen nicht feststellbar sei.

Die Vererbungsmöglichkeit der Inversion sei wahrscheinlich, jedenfalls sei eine Descendenz der Invertierten nicht wünschenswert wegen der Gefahr einer Vererbung ihrer Entartung. Deshalb sei nicht ein normaler Geschlechtsverkehr der Invertierten, sondern lediglich die Unterlassung aller geschlechtlichen Beziehungen zu erstreben.

Die Degenerierten bedeuteten fehlerhafte Produkte und eine soziale Last, allerdings seien sie manchmal auch übernormal und spielten eine wichtige Rolle in der Entwicklung der Gattung. Möge indess die krankhafte Natur des Talentes und Genies zweifelhaft sein, so könne man doch ihre Verwandtschaft mit den Neurosen nicht leugnen.

Die Bedingungen der Degenerescenz seien oft an die Bedingungen der Kultur geknüpft, allgemeine Massregeln zur Beseitigung der Entartung könne man nicht ergreifen. Je grösser die Kultur, um so häufiger die Degenerescenz.

Die Degenerierten bildeten den Ausschutt der Zivilisation; die Entartung sei das von der Entwicklung erforderte Mittel zur Auslösung untauglicher Elemente. Der Verfall des Geschlechtstriebes stelle das Phänomen der Degenerescenz dar, aus welchem die Tendenz der Natur zur Beseitigung der Degenerierten am klarsten hervortrete.

Im Kapitel III behandelt Förd die sexuellen Perversitäten bei den Tieren. Er unterscheidet solche bezüglich 1) des Verhaltens gegenüber der Nachkommenschaft, 2) der Schwangerschaft oder Incubation, 3) der geschlechtlichen Begierden und Beziehungen.

Unter letzteren bespricht er besonders die geschlechtlichen Akte zwischen Tieren des gleichen Geschlechts. Er führt an und erörtert einen Teil der von Karsch im vorjährigen Jahrbuch ausführlich behandelten Litteratur und entwickelt seine eigenen Anschauungen, über welche gleichfalls Karsch eingehend berichtet hat. Nach Förd gibt es keine eigentliche Inversion bei den Tieren, sondern es kämen nur gleichgeschlechtliche Akte in Folge Mangels an Weibchen oder in Folge Täuschung vor. Letztere Behauptung stützt Förd namentlich auf Experimente mit Maikäfern. Die Männchen hätten nur solche Männchen geschlechtlich gebraucht, die unmittelbar zuvor den normalen Coitus ausgeübt und den Geruch des Weibchens an sich getragen hätten.

Kapitel IV: Anomalien der Elternliebe beim Menschen.

Kapitel IV: Die Anomalien des Geschlechtssinnes beim Menschen im Allgemeinen.

Kapitel VI: Die Parästhesien, wo der Geschlechtstrieb durch physische anormale Reize erregt wird (z. B. Mund, Finger, Ohr).

Kapitel VII: Die psychische Parästhesien (z. B. Sadismus, Masochismus). Diese Kapitel enthalten nichts Spezielles über Homosexualität, mit Ausnahme des Kap. V. In letzterem einige Bemerkungen über das frühzeitige Auftreten der Inversion wegen der Bedeutung der Entwicklungsanomalie im Hinblick auf die Degenerescenz der Gattung. Der Fehler sei grösser, wenn ein mangelndes Gleichgewicht bestehe zwischen der Entwicklung des Triebes und der Geschlechtsorgane. Die sexuelle Inversion zeige sich allerdings öfters bei Kindern, die keine frühzeitige Entwicklung der Geschlechtsorgane aufwiesen. Die ersten Regungen des Geschlechtstriebes in der Pubertät zeichneten sich dadurch aus, dass gar keine Auswahl getroffen werde, dass Alter und besondere Eigenschaften gleichgültig erschienen. Die sexuelle Indifferenz des Pubertätsalters habe den Gedanken erweckt, dass die Inversion eine Entwicklungshemmung sei; die Nachahmung, welche frühzeitig zu gleichgeschlechtlichen Akten führe, beweise jedoch im Gegenteil eine Auflösung früherer Erwerbungen der Ahnen, die mit der Degenerescenz verbunden sei.

Kapitel VIII: Die sexuelle Inversion.

Zuerst die verschiedenen angeblich möglichen Ursachen der nicht angeborenen Inversion: Lasterleben, Uebersättigung am normalen Verkehr, Furcht vor Geschlechtskrankheiten oder Geburten, mangelhafte Ausbildung der Geschlechtsorgane, die den normalen Coitus schwierig oder unmöglich machten, geistige Störungen, welche den Trieb impulsiv auslösten.

Im Gegensatz zu diesen Fällen bestehe die instinktive Inversion in dem automatischen Streben nach Befriedigung in anderer als der normalen Weise, ohne dass die Neigung durch Gewohnheit erworben sei und ohne dass besondere Bedingungen der Umgebung oder organisch erworbene oder pathologische Bedingungen beständen.

Die Inversion bei Psychosen, wo der Geisteskranke am Wahn der Geschlechtsumwandlung leide, habe mit der eigentlichen Inversion nichts zu thun. Ganz abgesehen von den Fällen der Inversion aus pathologischen Bedingungen oder lasterhaften Neigungen, könne die eigentliche eingeborene

Inversion niemals als eine mit einem normalen Geisteszustand vereinbare Erscheinung betrachtet werden, die ein direkter Ausfluss des sozialen Milieus wäre. Nur wenn der gleichgeschlechtliche Verkehr, wie in Griechenland, allgemein verbreitet, geduldet und von der öffentlichen Meinung sogar gebilligt sei, müsse man annehmen, dass die Gewohnheit von einer grossen Anzahl Normaler geteilt sei. Heute, wo die Päderastie allgemein als lasterhaft gelte, sei das nicht der Fall. Zweifellos seien heute die Leute mit Neigung zum gleichen Geschlecht auch in anderer Beziehung Anormale. Hierauf folgen Ausführungen über die Zeit des ersten Auftretens der Homosexualität beim Kind, über die psychischen Eigentümlichkeiten und Eigenschaften der Urninge, ihren äusseren Habitus etc., die Westphal und namentlich Moll entnommen sind.

Sodann eine Beobachtung von Féré: Die eines 34jährigen Gelehrten, der seit dem 10. Jahr sexuelle Neigung zu jungen Bnrchen verspürt, manche Unannehmlichkeiten in Folge seiner Leidenschaft durchgemacht, aber stets seine Begierde zur Vornahme gleichgeschlechtlicher Akte unterdrückt hat, sich durch Masturbation und erzwungenen, ihn anekelnden normalen Coitus behilft und an verschiedenen nervösen Störungen, insbesondere an eigentümlichen Zwangsvorstellungen, betreffend syphilitische Ansteckung, leidet. Hieran reihen sich Auslassungen über die von den Homosexuellen bevorzugten Objekte und über die Art ihrer Befriedigung, welche ebenfalls nur die Erfahrungen verschiedener Autoren, insbesondere Molls, wiedergeben. Nach Bemerkungen über die mit sonstigen sexuellen Anomalien komplizierte Inversion bringt F4r4 die bekannte Einteilung der Inversion von Krafft-Ebing in 4 Klassen, welche er im Allgemeinen billigt. Das Kapitel endigt mit Angaben über die Homosexualität bei der Frau, ebenfalls lediglich auf Grund der Werke von Krafft-Ebing, Moll und Ellis.

F4re schliesst das Kapitel mit den Sätzen: Die Inversion sei eine der charakteristischsten Formen der Auflösung des Geschlechtstriebes und der Degenerescenz, obgleich sie mit einer bedeutenden intellektuellen Entwicklung Zusammentreffen könne. Ohne die vielen berühmten Männer, die man ohne genügenden Grund zu den Invertierten zähle, mit zu rechnen, könne man doch manche hervorragende Männer nennen, deren Inversion sicher bewiesen zu sein scheine.

Kapitel IX: Die sexuellen Inversionen von symptomatischer Bedeutung:

Zunächst nochmals Unterscheidung zwischen angeborener und erworbener Inversion. Die Ursachen der Erwerbung wirkten sehr verschieden; die Möglichkeit ihrer Wirkung deute schon auf krankhafte Anlage; so führe nur bei gewissen Individuen der Weibermangel zu gleichgeschlechtlichen Akten; das obligatorische Cölibat werde oft gerade von Leuten mit schwachem Geschlechtstrieb gewählt. Furcht vor ansteckenden Krankheiten oder Geburten könne nur Personen mit eigentümlicher Emotivität beeinflussen.

Die Masturbation könne allerdings indirekt auf spätere Persionen als Ursache der Impotenz wirken. Alle Ursachen der Impotenz (Lasterleben und Uebersättigung) könnten sexuelle Anomalien hervorbringen.

Während die konstitutionelle Inversion gewöhnlich mit sexueller Hyperästhesie einhergehe, träfen die erworbenen Anomalien meist mit einem gewissen Grad der Impotenz zusammen.

Das spätere Auftreten sexueller Persionen sei oft an geistige Störungen gebunden, namentlich begegne man ihnen in den ersten Perioden der progressiven Paralyse.

Besonders die Epilepsie biete häufig sexuelle Anomalien. Ferd erörtert in dieser Beziehung die Forschungen von Tarnowsky, der darauf hin weise, dass die Inversion oft ein Symptom der Epilepsie, eine Art des Paroxysmus sei.

Sodann bringt FErö fünf eigene Beobachtungen von Fällen, wo die konträre Sexualempfindung entweder nur Symptom, bezw. Vorläufer einer ganz bestimmten Krankheit gewesen und mit deren Auftreten verschwunden oder wo wenigstens der Nachweis ganz bestimmter physischer Zusammenhänge erbracht sei.

1) Prähemiplegische sexuelle Inversion. Ein 63jähriger Mann, der sein Leben lang an verschiedenen nervösen Störungen gelitten, stets aber normal gefühlt und verkehrt, verspürt Anfangs der 60. Jahre während wechselnder Zustände heftiger Kopfschmerzen plötzlich einen starken Impuls zu einem 18jährigen Burschen und versucht sogar einen sexuellen Angriff auf ihn. Dieser Impuls geht unmittelbar einem Anfall von Hemiplegie voraus. Mit dem Ausbruch der Lähmung verschwinden die homosexuellen Neigungen.

2) Inversion, gebunden an die „Ataxie locomotrice“. 48jähriger Mann, hat in der Jugend stark im normalen Verkehr excediert, später geheiratet, nur noch wenig coitiert; im 35. Jahre zum ersten Male stechende Schmerzen in den unteren Gliedmassen, einige Jahre später erneuter Anfall, drei Jahre später Störungen im Gange, fortschreitende krankhafte Symptome, schliesslich völlige Unfähigkeit zu sexuellem Verkehr.. In diesem Stadium plötzliche Neigung zu jungen Leuten und Abscheu vor Frauen. Nächtliche Pollutionen mit homosexuellen Träumen. Strebte nunmehr danach, sich im Gedränge an Burschen zu drücken und ihre Geschlechtsteile zu berühren. Nach fünfmonatlichem Bestand dieses Zustandes Paralyse der unteren Gliedmassen, zweifellose fortschreitende Tabes dorsalis, Verschwinden jeglichen geschlechtlichen Dranges, Beseitigung der homosexuellen Gefühle und des Abscheues gegen die Frauen.

3) Periodische Anfälle instinktiver Perversion bei einem Gichtleidenden. Ein 46-jähriger früherer Fabrikbesitzer, stets normal fühlend, empfindet gegen Ende der 30er plötzlich sexuelle Dränge für Knaben. Die Anfälle dauern 5—7 Tage, ungefähr zweimal jährlich. Er sucht Orte auf, wo er die Jungen beobachten kann, trifft seine Wahl und geht schliesslich auf einen zu; in diesem Moment hat er eine Pollution, die ihn sofort zurückhält. Nach sieben Jahren wird er von Gicht befallen, die homosexuellen Dränge verschwinden, wiederholen sich nicht mehr,, werden dagegen ersetzt durch 5—7 Tage dauernde Gichtanfälle, etwa zweimal im Jahre.

4) Neurasthenie, Morphinomanie, impulsive sexuelle Perversion während des Amorphinismus, Unterbrechung der Morphinomanie. Ein Morphinomane empfindet, wenn er seiner Morphiumsucht nicht nachkommt, homosexuelle Dränge von impulsiver Gewalt, obgleich er früher stets normal fühlend gewesen. Mit der Einspritzung tritt sofort Beruhigung und Beseitigung des homosexuellen Impulses ein. Patient wird allmählig von der Morphiumsucht geheilt, homosexuelle Anwandlungen zeigen sich nicht mehr.

5) Sexuelle Hyperästhesie im Zusammenhang mit der Kürze der Vorhaut. 30jähriger Mann, im 17. Jahr Begierde nach Frauen, aber Schwierigkeit des Coitus, stets Ejaculatio ante portas, allmählig Abscheu vor den Frauen, weitere Coitusversuche unterlassen. Nach und nach Träume homosexuellen Inhalts, plötzlich heftiger sexueller Impuls zu einem seiner Arbeiter, einem kräftigen, an sich wenig anziehenden, dem Trünke ergebenden Manne. Erneute Coitusversuche immer nicht befriedigend.

Durch Beschneidung der Vorhaut Coitus erleichtert, Ejaculation normal verzögert, häufiger geschlechtlicher Verkehr mit vollem Genuss, völlige Beseitigung der homosexuellen Neigungen.

Kapitel X: „Somatische und psychische

Störungen, welche die sexuellen Beziehungen begleiten oder ihnen nachfolgen,“ enthält keine auf die Homosexualität bezüglichen Ausführungen.

Kapitel XI: Die Anlage und die veranlassenden Faktoren in der Aetiologie der sexuellen Perversionen.

Féré bespricht zunächst eine Anzahl von Theorien über die Entstehung der Inversion, von denen keine ihn befriedigt. Die Erklärung als Erscheinung des Atavismus unter Hinweis auf die bisexuelle Organisation gewisser Tiere sei unbefriedigend, denn gerade bei Tieren sei eine eigentliche Inversion bis jetzt nicht erwiesen, ebenso wenig sei die Annahme einer Vererbung von Anlagen in vielen Fällen gerechtfertigt, auch das aus der Bisexualität des Embryo gezogene Argument könne nicht genügen. Der Umstand, dass eine Periode von Hermaphroditismus bestehe, beweise nicht, dass in irgend einem Moment der Entwicklung ein wirkliches sexuelles Indifferenzstadium vorhanden sei. Die Tendenz zur Spezialisierung könne schon zur Zeit des Zeugungsaktes existieren, die sexuellen Charaktere seien nicht notwendigerweise in einer Gruppe von Organen konzentriert, sondern in allen Elementen des Organismus zerstreut.

Die Annahme der Erwerbung lediglich intra vitam habe viel für sich. Féré entwickelt nun im Allgemeinen die schon oben bei Dühren erwähnte bekannte Argumentation von Schrenk-Notzing, wonach die Inversion und überhaupt alle sexuelle Perversion auf ein zufälliges vererbendes Moment zurückzuführen sei. Féré schliesst sich dieser Auffassung nicht an. Mit Recht betont er, dass, weil äussere Umstände die Entwicklung der Perversion beeinflussen könnten, noch nicht daraus folge, dass diese allein sie hervorzubringen vermöchten. Viele Individuen, die den gleichen Bedingungen wie die Perversen ausgesetzt seien, würden doch nicht beeinflusst. Der Einfluss der äusseren Umstände beweise nicht, dass keine organischen Bedingungen im Spiel seien, sondern nur, dass die organischen Bedingungen eines erregenden Faktors bedürften. Wenn der Invertierte unter dem Einfluss einer physischen Bedingung die Inversion erwerbe, so habe er eben von Geburt her eine Fähigkeit, sie zu erwerben, mitgebracht, die Andern, welche die gleichen Gelegenheiten durchgemacht, fehle. Gerade das frühzeitige Auftreten der Perversion beim Kinde werde nicht durch die Associationstheorie erklärt, namentlich wenn, was gewöhnlich der Fall sei, die Entwicklung der Geschlechtsorgane einen anomalen Verlauf aufweise.

Die congenitale Anomalie oder die erworbene pathologische Bedingung, welche beide die entscheidende Anlage bilden könnten, dürfe man nicht den bloss äusseren Bedingungen und der Association unterordnen.

Es folgen mehrere eigene Beobachtungen von Féré, welche die jeweilige Bedeutung der Anlage und des occasionellen Momentes beleuchten sollen.

1) Eine Frau fühlte sich als Kind in eigentümlicher Weise durch die Brüste der Mutter angezogen und empfand zugleich seltsame Eifersucht und Abscheu gegen den Vater, seitdem sie ihn der Mutter beim Ausziehen der Kleider behülflich sah. Zur Pubertätszeit Neigungen zu Frauen und zugleich Abscheu vor den Männern. Trotzdem Heirat mit einem äusserlich etwas schwächtigen, weibischen Mann. Den geschlechtlichen Verkehr mit ihm stets nur mit Widerwillen ausgeführt.

Fere bemerkt hierzu: Der sexuellen Anomalie sei ein Widerwille gegen den Vater vorangegangen. Dieser Widerwille sei an ein Gefühl der Eifersucht gebunden gewesen, dessen krankhafter Charakter keinem Zweifel unterliege. Der Hang für die mütterlichen Brüste sei schon ein Stigma. Der Eindruck, welcher durch den Anblick des eines Kontaktes mit diesen Organen verdächtigen Vaters hervorgerufen worden sei, habe die Gelegenheit für einen Widerwillen gegen das gesamte männliche Geschlecht abgegeben und hierauf hätten sich auch die homosexuellen Neigungen entwickelt. Der Anblick, der das occasionelle Moment gebildet, sei ein äusserst gewöhnlicher, wie kein Kind ihn noch vermieden.

Die Erwerbung der Perversion habe nur stattfinden können, weil das Kind eine eigenartige Fähigkeit, sie zu erwerben, besessen.

2) Mann von 41 Jahren, hat im dritten Lebensjahr zufällig im Bett der Mutter deren mit Haaren bedeckten Geschlechtsteil berührt. Dadurch sind in ihm Gedanken eines an dem Leibe der Mutter befindlichen Tieres und Angstgefühle erweckt worden. Seither haben ihm alle Frauen, weil verdächtig, „einen gleichen Gegenstand zu besitzen“, Ekel erregt, der durch Lektüre anatomischer Bücher und Beschreibungen von Geschlechtskrankheiten noch bestärkt wurde. Im 15. Jahr Anziehung durch einen kräftigen, männlich entwickelten Knaben, diese Neigung bald auch in den Träumen bemerkbar.

Im 27. Jahr zwang er sich zum Coitus, der zuerst misslang und nur durch Gedanken an einen geliebten Freund, aber ohne Genuss, möglich wurde. Seither kein Versuch mehr, niemals Gelegenheit zu gleichgeschlechtlichem Verkehr. Nervöse Beschwerden gebessert durch Kuren, aber homosexuelle Neigungen unverändert, und homosexuellen Träumen unterworfen. Im Anschluss an diesen Fall weist F4r^a auf die charakteristische Bedeutung der Träume für das Vorhandensein der Inversion hin; es könne indess Fälle geben, wo die Inversion sich lediglich im Traume geltend mache bei sonst normaler vita sexualis.

Nach drei weiteren Beobachtungen über Sadismus, Autofetischismus und Masochismus allgemeine Schlussfolgerungen, in denen F4r^a nochmals betont, dass die gewöhnliche Banalität des occasionellen Moments gerade die Wichtigkeit der Anlage beweise und dass die Anlage, die sich lediglich durch eine offenliegende oder latente Missbildung erkläre, eine Fähigkeit, die Anomalie zu erwerben, bilde. Nur diese Anlage sei erblich, angeboren oder entwickelbar; die Anomalie, die nur wegen dieser Erwerbungsfähigkeit erworben werden könne, sei nichts desto weniger an die erbliche, eingeborene oder entwickelbare Ausbildung gebunden. Die unter diesen Bedingungen erworbene Anomalie unterscheide sich praktisch nicht von einer erblichen, eingeborenen oder entwickelbaren Anomalie. Trotz alledem sei die Bedeutung der äusseren Umstände und der Association nicht zu leugnen, viele Prädisponirte entgingen sicherlich der Inversion mangels Eintritts eines wirksamen Erregers. Die äusseren Umstände seien besonders wichtig in der Kindheit.

Die frühzeitigen und anomalen Reactionen liessen sich nur erklären durch eine anomale Reizbarkeit, die mit einer Entwicklungsanomalie verbunden sei. Dieser an eine verspätete oder gehemmte Entwicklung gebundenen anomalen Reizbarkeit könne man in allen Verhältnissen anomaler oder gestörter Evolution begegnen, in den Stadien physiologischer Krisen oder infolge krankhafter Störungen der Ernährung. Die sexuelle Indifferenz, so häufig zur Pubertätszeit, dass Dessoir sie als normal betrachtet habe, könne sich bei Zuständen physischer Depression, in der Konvaleszenzzeit gewisser Krankheiten, in den neurasthenischen Krisen u. s. w. wiederholen. Die Wichtigkeit der konstitutionellen Anlage erkläre die zahlreichen therapeutischen Misserfolge. Aber die Thatsache,

dass des öfteren die anomalen sexuellen Störungen mit den sie veranlassenden physischen Bedingungen beseitigt würden, liefere den Beweis, dass eine solche Störung nicht notwendigerweise für immer sich eingenistet habe. Deshalb müsse man die moralischen und physischen Bedingungen aufsuchen, die geeignet wären, die Inversion zu beeinflussen.

Kapitel XII: Die Descendeneder sexuellen Anomalie.

Abermals zunächst Unterscheidung zwischen erworbener und angeborener Inversion; Bemerkungen über die Heilbarkeit durch Hypnose, die Förd im allgemeinen auch bei der erworbenen Inversion nur dann tür möglich hält, wenn die Inversion sich aus beeinflussbaren organischen Bedingungen entwickelt habe oder als Folgezustand gewisser Krankheiten mit deren Beseitigung verschwinde.

Die angeborene Inversion könne sich vererben, sei es in gleicher oder zunehmender Stärke.

Folgen Erörterungen der Theorien der Inversion als Degenerationszeichen (Krafft-Ebing — Erklärung aus der bisexuellen Fötalanlage — Dessoir — sexuelle Indifizierung im Pubertätsalter — Ellis — angeborene Veranlagung.) Sodann die Anschauungen Raffalovich's. Die Existenz von Invertierten, die vom morphologischen Gesichtspunkt normal seien, rechtfertige auf den ersten Blick allerdings die Meinung, die Invertierten brauchten weder Degenerierte noch Verbrecher noch Kranke zu sein. Mit Recht unterscheidet auch Raffalovich zwischen keuschen und massigen einer- und sinnlichen und lasterhaften andererseits.

Féré giebt dann (S. 271—274) die Anschauungen von Raffalovich im einzelnen wieder; er wendet sich aber gegen dessen Behauptung, dass der höher geartete Invertierte (der *inverti supérieur*) kein Degenerierter sei.

Die Abwesenheit von Stigmata schliesse nicht die Degenerescenz aus. Die Störung der sexuellen Funktion könne das einzige krankhafte Symptom bilden oder wenigstens in keinerlei äusserlich wahrnehmbaren Missbildungen sich offenbaren.

Wenn man auch annehmen wollte, dass die Inversion so häufig bei bedeutenden Männern zu finden sei, als man es behauptete, so könne man doch nicht daraus schliessen, dass die Inversion eine normale Erscheinung darstelle.

Es träfen dann eben zwei Anomalien zusammen.

Was man *conträre Sexualempfindung* nenne, sei im Grunde die Verneinung des Geschlechtstriebes.

357

Hierauf teilt Féré 2 eigene Beobachtungen mit, aus denen hervorgehe, dass die Degenerescenz zeugungsfähiger Invertierter sich in der Entartung der Descendenz zeigen könne:

1) Ein homosexueller Vater, der niemals Neigung zum Weibe empfunden, hat auf Anraten des Arztes geheiratet, trotz instinctivem Horror vor seiner Frau. Den Coitus mit ihr nur unter heftigem Widerwillen ausgeführt. Drei Söhne erzeugt: 2 ganz idiot, einer epileptisch. Letzterer hat im 18. Lebensjahr auf den jüngeren Bruder einen päderastischen Angriff gemacht.

An diesen Fall anschliessend, bemerkt För6: Die falsche Auffassung, die Inversion sei eine Perversion der Einbildungskraft ohne organische Basis und man müsse sie durch Ueberredung und durch alle den normalen Verkehr ermöglichenden Mittel überwinden, sei für seinen Patienten eine Ursache unsäglicher Qualen und kranker Nachkommenschaft gewesen.

2) Eine seit frühester Kindheit homosexuelle Frau hat auf den Rat der Eltern und ihres Beichtvaters trotz Abneigung gegen die Männer im 24. Lebensjahr geheiratet. Den ehelichen Verkehr hat sie nur mit Ekel geduldet; seit dem 38. Lebensjahr hat derselbe aufgehört. Ihre homosexuellen Neigungen unverändert. Sie hat zwei Töchter geboren. Die eine ist epileptisch, die andere hat Selbstmord begangen, wie die Mutter glaubt, weil sie bei sich homosexuelle Gefühle entdeckt habe.

Wie der Mann der ersteren Beobachtung, fügt Fär6 hinzu, habe auch diese Frau unter dem Bewusstsein ihrer Anomalie schwer gelitten. Die meisten Invertierten hätten das Bewusstsein ihrer Krankhaftigkeit; die, welche sich für normal hielten, angesichts aller ihrer anders gearteten Mitmenschen, seien nicht nur Invertierte, sondern Geistesranke. Was die Vererbung der Inversion bei der Beobachtung 2 angehe, so sei sie nicht genügend erwiesen, aber jedenfalls lasse auch diese ersehen, dass die Ehe und die Zeugung von Nachkommen bei Invertierten nicht wünschenswert seien.

Am Schluss des Kapitels betont F6r6 nochmals, dass er jedenfalls die angeborene Inversion für völlig unheilbar halte. Man solle sich auch nicht bemühen, geborene Invertierte normal fühlend zu machen, dies könne nur eine weitere Perversion bewirken. Derartige Versuche seien entschuldbar, wenn es sich um impulsiv Veranlagte handele, die durch ihre Handlungen Verbreiter der Perversion werden könnten. Invertierten, welche aber im Stande seien, keusch zu bleiben, sei eine ihrer Natur entgegengesetzte sexuelle Angewöhnung ohne irgend welchen Nutzen. Gerade weil die Invertierten Degenerierte seien, die ihre Entartung in der Nachkommenschaft fortpflanzen könnten, sollten sie von der Ehe ausgeschlossen werden.

Kapitel XIII: Sexuelle Erziehung und Hygiene.

Allgemeine Erörterungen über die Kindererziehung, ' Notwendigkeit, alles Sexuelle von ihnen fern zu halten, Bedeutung geschlechtlicher Angriffe auf Kinder für ihr späteres Leben. Gefährlichkeit und Schädlichkeit der Masturbation auch für Erwachsene, sie sei aber nicht durch Anraten ausserehelichen Geschlechtsverkehrs zu bekämpfen, sondern durch Erziehung zur Enthaltbarkeit. Diese völlig ungefährlich und unschädlich, die gegenteiligen Behauptungen beruhten auf Irrtum.

Der aussereheliche Geschlechtsverkehr die Quelle aller möglichen Uebel: Prostitution, Ehebruch, uneheliche Kinder, Geschlechtskrankheiten.

Heute könnten allerdings die sexuelle Hygiene und Moral nicht durch Gesetze geregelt werden. Man sei nur im Stande, gegen Oeffentlichkeit und Gewalttätigkeit des Lasters einzuschreiten. Familie und Individuum müssten von der absoluten Gefährlichkeit der sexuellen Vermischung sowohl vom sozialen als individuellen, vom moralischen als physischen Standpunkt aus durchdrungen werden.

Die Notwendigkeit, die ersten Regungen des Geschlechtstriebes zu überwachen, dränge sich besonders bezüglich Individuen aus nervösen Familien auf, namentlich wenn sich schon psychosexuelle Anomalien geoffenbart hätten. Alle mit einer Geschlechtsanomalie irgendwie zusammenhängenden oder auf eine solche deutenden Neigungen müsse man so frühzeitig wie möglich bekämpfen. Der Wert *der Enthaltbarkeit müsse dem Geist eingepflanzt werden. Viele

Invertierte oder Anomale überhaupt hätten keine wirklichen Impulse, oft seien sie im Stande, ihren Begierden zu widerstehen, sogar ohne strafrechtliche Drohung.

Körperliche Anstrengungen und geistige Arbeiten seien zur Ablenkung sehr nützlich. Normaler Geschlechtsverkehr sei kein geeignetes Heilmittel. Für die von Geburt Invertierten bilde er eine widernatürliche Handlung, die ihnen Ekel verursache und körperlich ungünstig wirke. Nur bei Grenzfällen seien Aenderungen des Gefühls durch den normalen Coitus zu erhoffen. Auch durch Hypnotismus seien wenig Erfolge zu erzielen; den angeblichen Heilungen, auch den von Schrenk-Notzing berichteten, gegenüber verhält sich F6te skeptisch: Oft glaubten sich die Kranken geheilt, weil sie es wünschten.

Aber auch der scheinbar Geheilte, der nunmehr normalen Geschlechtsverkehrs fähig sei, könne nicht als ein gesundes, zur Zeugung geeignetes Individuum betrachtet werden. Die Behandlung habe darin zu bestehen, der Onanie vorzubeugen und die anormalen Neigungen zurückzudrängen. Das zu erreichende Ideal sei nicht normaler Geschlechtsverkehr, sondern die Enthaltbarkeit

Wenn schon bei den Normalen aussereheliche Beziehungen nicht angeraten werden dürften, solle man umso weniger die Anormalen zu irgend einem Geschlechtsverkehr oder zur Ehe drängen.

Die Fortpflanzung der Entarteten könne indess nicht ganz allgemein verboten werden, weil zweifellos unter der Descendenz der Entarteten sich auch für die Evolution nützliche Individuen vorfinden. Diese Möglichkeit rechtfertige die Duldung und Unterstützung der Degenerierten.

Die aber, welche Zeichen sexueller Auflösung an sich trügen, zeichneten sich durch eine ausgesprochene Tendenz schadhafter Fortpflanzung aus. Die Bolle des Arztes sei es nicht, durch nicht zu rechtfertigende Mittel, gegen ihre natürliche Tendenz des Aussterbens zu kämpfen.

Kapitel XIV: Die Verantwortung und die Anomalien des Geschlechtstriebes.

Der Geschlechtstrieb sei die Grundlage der moralischen Entwicklung und eine Notwendigkeit für die Race; die das Geschlecht verneinenden Perversionen daher schädlich und folglich unmoralisch, und zwar um so gefährlicher, je impulsiveren Charakter diese Neigungen aufwiesen; denn die Nachahmung sei um so mehr zu befürchten bei unwiderstehlichen Tendenzen.

Von diesen Erwägungen ausgehend, wundert sich Förö, dass man in Deutschland die Beseitigung der Bestrafung homosexueller Akte erstrebe, und wendet sich dagegen. Wenn auch die Invertierten mehr als die Normalen gerade wegen der Heftigkeit ihrer Triebe darunter litten und die Befriedigung als wohlthuend empfänden, so sei dies kein Grund für die Gesellschaft, sie zu dulden, ebenso wenig wie man Handlungen anderer Impulsiver, z. B. der Pyromanen, gestatten könne. Alle seien gleich schädlich. Wenn man annähme, dass Gewohnheit und Beispiel allein die Inversion zur Entwicklung zu bringen vermögen, so wäre der Verkehr mit den Invertierten schon eine soziale Gefahr.

Die Krankhaftigkeit der Invertierten käme nicht in Betracht: Vom Gesichtspunkt der sozialen Verteidigung habe die Unterscheidung zwischen Kranken und Verbrechern keine wissenschaftliche Berechtigung. Diese Unterscheidung könne nur auf der im Allgemeinen angenommenen Anschauung beruhen, dass alle anormale Aeusserung des Geistes ein anormales Funktionieren der nervösen Elemente zur Bedingung habe, die ihrerseits an eine Entwicklungsanomalie oder eine Ernährungsstörung gebunden sei. Wenn der Zusammenhang bei den Geisteskranken zweifellos

bestehe, so sei er gerade so notwendig bei den Geistesgesunden. Wollte man eine Kategorie von entschuldigen Delinquenten wegen Störungen in der Entwicklung oder in der Ernährung des Gehirns aufrecht erhalten, so müsste man zuerst beweisen, dass es Verbrecher gebe, die unabhängig von solchen Störungen handelten.

Wenn die Befriedigung der Triebe kein Verbrechen sein könne, so gäbe es überhaupt kein Verbrechen. Wenn die Notwendigkeit einer sexuellen Hygiene geboten sei, so müsse das Gesetz diese Hygiene durchführen und alle für die Gesellschaft schädlichen Äußerungen zurückdrängen, ohne Unterschied der Individualitäten. Es bestehe kein physiologischer Grund, um nicht den Geschlechtstrieb wie die andern Triebe zu zügeln, die utilitaristische Moral ebenso wie die Hygiene erforderten die Einschränkung seiner Auswüchse.

Die Schrift von Féré ist ein Werk durchaus wissenschaftlichen Charakters, obgleich es keine besondere Tiefe aufweist und sich mit den eine weit grössere eigene Erfahrung und selbständigere Verarbeitung des gesammelten Materials aufweisenden Büchern von Krafft-Ebing, Moll, Ellis, Schrenk-Notzing nicht messen kann. Féré giebt im Wesentlichen nur die Ergebnisse anderer Forscher wieder und zieht hieraus einige Schlussfolgerungen moral-philosophischer und sozial-hygienischer Art. Eigenartiges bringt er eigentlich lediglich in dem Kapitel IX, so über die als Symptom gewisser Krankheiten und körperlichen Zustände vorübergehend auftretenden homosexuellen Neigungen.

An dem Werke sind die häufigen Wiederholungen sowie ein Mangel strafferer Komposition zu tadeln. Man gewinnt oft den Eindruck, als habe Féré seine Kapitel zu verschiedenen Zeiten einzeln verarbeitet und den Ueberblick über das Ganze verloren. An zahlreichen Stellen kehren die gleichen oder wenig geänderten Ausführungen, namentlich über die Homosexualität, wieder, wobei auch gewisse Widersprüche dann nicht vermieden werden. Die Anschauungen von Féré über die Homosexuellen und ihre Behandlung vermag ich in vielen Punkten nicht zu billigen.

Mit Recht betont allerdings Féré das Angeborensein der Inversion in vielen Fällen und lässt das occasionelle Moment im Sinne von Schrenk-Notzing zurücktreten, indem er auch bei sog. erworbener Homosexualität doch das entscheidende Gewicht auf die Anlage legt und dadurch überhaupt der scharfen Unterscheidung Mancher von angeborener und erworbener Inversion die Bedeutung nimmt.

Dagegen folgt aus der Feststellung der angeborenen Anlage nicht ohne Weiteres der Charakter der Homosexualität als einer Entartung.

Zur Annahme der Krankhaftigkeit und Degenerescenz neigt Féré um so eher/ als er gerade eine Anzahl von Fällen krankhafter, durch körperliche Zustände und Störungen hervorgerufener Inversion beobachtet hat. Das Vorkommen homosexueller Neigungen in solchen Fällen beweist aber ebenso wenig die Krankhaftigkeit der Homosexualität an und für sich, als z. B. die krankhafte Hyperästhesie des heterosexuellen Triebes bei manchen Krankheiten, z. B. in der Schwindsucht, auf den Charakter dernationalen Sexualität an und für sich Schlüsse zulässt. Weil in gewissen Fällen krankhafte Zustände die Triebrichtung ändern können, ist nicht die Krankhaftigkeit der Triebrichtung im Allgemeinen festgestellt.

Féré gelangt zu der strengen Verurteilung des homosexuellen Verkehrs nicht nur in Folge seiner Auffassung der Inversion als einer Degenerescenzerscheinung — denn Andere, die die gleiche Meinung teilen, wollen die Duldung homosexueller Handlungen — sondern weil er die Bedeutung des

Geschlechtstriebes für die Fortpflanzung einseitig in's Auge fasst und diesem Gesichtspunkt alles Andere unterordnet. '

Stellt man sich aber auch auf den Standpunkt von Féré, so ergeben sich doch nicht die gleichen von Féré gezogenen Folgerungen: Die Notwendigkeit einer — sogar gewaltsamen — Bepression der Homosexualität.

Zunächst ist es nach den dem deutschen Strafgesetzbuch zu Grunde liegenden Prinzipien nicht gestattet, wenn man wie Före die Homosexualität für krankhaft hält, den Kranken mit dem Verbrecher zu identifizieren und lediglich die Strafe aus Sicherheitsrücksichten der Gesellschaft zu rechtfertigen. Auch diese Sicherungszwecke führen nicht zu einer Bestrafung der Homosexualität. Die verschiedenartigsten Handlungen können, von irgend einem Gesichtspunkt betrachtet, für die Gesellschaft in irgend einer Beziehung schädlich sein. Aber auch in dem von dem Zweckgedanken geleiteten Strafrecht muss unter diesen möglicherweise schädlichen Handlungen eine Auswahl getroffen werden der strafwürdigen, der Handlungen, welche einen besonderen, die Sicherung der Gesellschaft durch das Mittel der Strafe erheischenden Grad von Schädlichkeit aufweisen. Gleichgeschlechtliche Akte können, was Schädlichkeit anbelangt, doch nicht Brandstiftung und Diebstahl gleichgestellt werden, wie Féré andeutet.

Sodann dürfen Handlungen nicht gestraft werden, die überhaupt einen geringeren Schaden anrichten als andere, schädlichere, die straflos bleiben.

Eine grosse Anzahl von Schädlichkeiten hat die regellose Befriedigung des normalen Geschlechtstriebes zur Folge und Féré schildert treffend diese Schädlichkeiten des allgemeinen Volkswohls: Ehebruch, Prostitution, Geschlechtskrankheiten etc.

In erster Linie müsste gegen diese verbreiteten und schon im Hinblick auf die grössere Zahl der Heterosexuellen weit gefährlicheren Schädlichkeiten eingeschritten werden. F6rö giebt aber selbst zu, dass es nicht angängig sei, soziale Moral und Hygiene durch Eingriffe in die individuelle Freiheit zu erzwingen. Deshalb ist es unlogisch, eine Strafe gegen die Homosexuellen, die im eigenen Lande För^s nicht existiert und auch nicht gewünscht wird, gutzuheissen, obgleich die aus dem homosexuellen Verkehr zu befürchtenden Schädlichkeiten im Verhältnis zu den aus dem heterosexuellen entstehenden verschwindend gering zu nennen sind.

Die angeblichen seitens der Homosexuellen drohenden Gefahren für die Gesellschaft sieht Färä selber nicht unmittelbar in den homosexuellen Handlungen und eigentlich nur darin, dass durch sie die gleichgeschlechtlichen Neigungen verbreitet und dann durch die, welche sie erwerben, weiter vererbt oder zur Ursache degenerierter Nachkommen würden.

Sein Ziel geht dahin, die Homosexuellen namentlich von der Zeugung und vom heterosexuellen Verkehr auszuschliessen, um eine Vererbung der Degenerescenz zu verhüten. Diesem Verlangen kann nur beigestimmt werden und diese Art der Enthaltbarkeit wird keinem Homosexuellen schwer fallen, da er sich doch nur auf Anraten unverständiger Angehöriger oder Aerzte zur Ehe drängen lässt. Man wird Féré auch darin Hecht geben müssen, dass sich für die dazu fähigen Homosexuellen Enthaltbarkeit von jeglichem Geschlechtsverkehr am besten empfiehlt. Daraus ergibt sich aber nicht, dass man die grössere Zahl, welche diesen Rat zu befolgen nicht imstande ist, wegen gleichgeschlechtlicher Handlungen ächten, strafrechtlich verfolgen und überhaupt anders beurteilen

soll, als die ihren Trieb befriedigenden Normalen. Halt man die Invertierten von der Ehe und überhaupt dem heterosexuellen Verkehr ab, und dies geschieht gerade am besten durch Duldung der homosexuellen Handlungen und durch Beseitigung des allgemeinen Vorurteiles, welches die Homosexualität als schimpfliches Laster betrachtet, dann wird auch die befürchtete Zeugung seitens Homosexueller vermieden. Eine Ansteckung völlig Normaler durch die Invertierten dürfte aber nach den eigenen Anschauungen von Féré ausgeschlossen sein, da doch nur Veranlagte invertiert werden können. Werden die Disponierten aber von dem heterosexuellen Verkehr abgelenkt, so wird auch ihre schädliche Zeugung verhütet, ganz abgesehen davon, dass solche Individuen, wenn sie krankhaft veranlagt sind, eben infolge ihrer Krankhaftigkeit eine Degenerescenz weiter vererben können, ohne Rücksicht darauf, ob sich bei ihnen eine Inversion auf Grund ihrer Anlage entwickelt oder nicht. Gerade wenn der von Féré behauptete Zweck der Natur darauf gerichtet ist, durch instinktive gegenseitige Anziehung der Degenerierten ihre allmähliche Beseitigung herbeizuführen und so indirekt die Gattung zu fördern, sollte Féré die Duldung der homosexuellen Akte nicht für schädlich halten.

Der eigene Standpunkt von Féré, die einseitige Betonung von der Bedeutung des normalen Geschlechtstriebes für die Gesellschaft, führt demnach nicht zu den von Féré bezüglich der Homosexualität gezogenen Schlussfolgerungen. Dieselben stellen sich aber noch ungerechtfertigter dar, wenn man dem Geschlechtstrieb in der Zeugung nicht die allein ausschlaggebende Wichtigkeit für Kultur und Gesellschaft zuschreibt.

Für das allgemeine Wohl und den Fortschritt sind noch andere Faktoren massgebend: Gewisse, von den Aerzten als Degenerierte betrachtete Individuen können das aus ihrer sogenannten Entartung der Gesellschaft erwachsende etwaige Defizit durch intellektuelle und geistige Eigenschaften ersetzen, derart* dass doch schliesslich eher ein Gewinn als ein Verlust durch diese Individuen der Kultur und der Entwicklung erwächst. Féré muss ja selbst zugeben, dass aus diesem Grund eine rücksichtslose Beseitigung der Degenerierten nicht angebracht sei, ferner kann er nicht leugnen, dass gerade unter den Invertierten sich manche bedeutende Männer vorfinden, obgleich er die Anzahl der gewöhnlich zu den Homosexuellen gezählten für überschätzt erachtet. Jedenfalls aber bei einer Reihe hervorragender Talente, ja Genies treffen ihre aussergewöhnlichen Geistesgaben mit Homosexualität zusammen und ein Zusammenhang beider drängt sich auf. Mag man dann auch, wie Förö es thut, eben von zwei Anomalien sprechen d. h. in seinem Sinne von krankhaften Symptomen, so wird man doch bei Vielen (einem Michelangelo, Platen, Friedrich dem Grossen) die eine Anomalie — d. h. ihre Begabung, die für die Kultur wertvoller ist, als die Normalität von Hunderten — nicht missen wollen und lieber die geschlechtliche mit in den Kauf nehmen, als die ganze Persönlichkeit ächten und zu dem Ausschutt der Kultur zählen. Allerdings, nur die wenigsten unter den Urningen sind Genies oder Talente, aber die Verachtung und Bedrohung mit schimpflichen Strafen bringt für alle Schädlichkeiten hervor, welche die durch die Freigabe homosexueller Akte etwa entstehenden weit übertreffen. Diese Schädlichkeiten — Zerstörung von Familienglück, qualvolle Seelentortur, Verkümmern begabter Individualitäten, Erpressung, Hindrängen zu unglücklichen Ehen u. s. w. sind schon so oft geschildert worden, dass eine weitere Ausführung sich erübrigt.

Schliesslich ist aber noch Eines zu erwägen, ob nicht die Homosexualität, ähnlich wie in Griechenland, für die Kultur zu verwerten wäre, ob nicht in Folge ihrer Aechtung wertvolle Kräfte verloren gehen.

Féré will das Beispiel Griechenlands nicht als beweiskräftig ansehen, weil nicht feststehe, ob es sich nicht überhaupt lediglich um eine durch die besonderen damaligen Umstände erworbene Gewohnheit gehandelt habe und die wirkliche Inversion erst seit Westphal vorkomme.

Letzterer Behauptung, welche aus der Thatsache eines späten wissenschaftlichen Studiums der Homosexualität auf eine erst seit dieser Forschung existierende Erscheinung schliesst, dürfte man eigentlich bei einem Gelehrten wie F6r6 nicht begegnen.

Aber auch wenn es sich bei den Griechen nicht um angeborene Inversion gehandelt haben w6rde, so ist erst recht die in der Natur des Invertierten wurzelnde Homosexualität einer edleren Entwicklung fähig. Allerdings, eine ähnliche Ausgestaltung wie in der Antike ist nicht mehr möglich, dazu liegen die äusseren Verhältnisse in der heutigen Kultur zu verschieden. Aber durch Aufklärung, Beseitigung der Strafe und der öffentlichen Missachtung wird auch die Grundlage für eine grössere Vergeistigung der Homosexualität, für edlere, denjenigen der Antike ähnliche Bündnisse geschaffen werden, welche der Allgemeinheit nicht schädlich sein können.

5) **Fuchs**, Alfred: „Erfahrungen in der Behandlung konträrer Sexualempfindung.“ (Vortrag im Vereine für Psychiatrie und Neurologie in Wien am 13. Februar 1900), abgedruckt in der ‚Wiener klinischen Rundschau‘ Nr. 14, 1900. Verfasser beklagt zunächst, dass die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der konträren Sexualempfindung noch immer nicht soweit vollwertig im Ansehen seien, dass Soziologen und Gesetzgeber entsprechende Nutzenanwendung aus den Lehren der Aerzte gezogen hätten. Noch immer ahnde das Gesetz unverschuldete Anomalien des Geschlechtslebens: Die Vorurteile, gegen welche sich schon vor Jahren Krafft-Ebing gewendet, beständen noch. Das Bestreben müsse darauf gerichtet sein, die konträre Geschlechtsempfindung ausschliesslich zum Gebiete ärztlichen Einspruches und naturwissenschaftlicher Beurteilung zu machen. Die Anomalien der vita sexualis seien als funktionelle Störungen zu betrachten. Die Homosexualität sei therapeutisch zu behandeln. Die Schwierigkeiten seien besonders gross, namentlich wegen der meistens sehr verwickelten seelischen Eigenart der Konträren. Bei der Behandlung gehe Verfasser von der Theorie aus, wonach eine mit der bisexuellen Anlage des Foetus zusammenhängende, psychische, doppelseitige Anlage bestehe. Diese Anlage werde durch die hereditäre Belastung beeinflusst. In diesem Sinne sei die konträre Sexualempfindung als funktionelles Degenerationszeichen aufzufassen, was nicht hindere, dass gerade intellektuell und ethisch besonders empfängliche Individuen dieses Stigma erhielten und den Typus der „D6g£ner6s sup6rieurs“ abgeben könnten, deren grosser Schar die Welt manchen hervorragenden Genius zu verdanken habe. — Die Therapie der konträren Sexualempfindung müsse eine psychische sein, ihr Ziel Unterdrückung des floriden psychischkonträren sexualen Zentrums und die Erweckung des latenten heterosexuellen. — Dabei seien meist besondere Nebenumstände in Betracht zu ziehen: Die meisten Homosexuellen litten mehr oder weniger an schwerer Neurasthenie, die allerdings nicht immer konstitutionell sei und oft ihre Ursache in dem Konflikt des Konträren mit der Aussenwelt und seinem eigenen „Ich4, habe. Sehr oft fände sich psychische und somatische Masturbation vor,

369

ferner sei oft der unglückliche Einfluss des Alkohols zu bekämpfen. — Die eigentliche Psychotherapie der konträren Sexualempfindung setze sich zusammen aus einem gewissen pädagogischen Vorgehen und der wirklichen Psychotherapie, welche am zweckentsprechendsten in die äussere Form der hypnotischen Suggestion gekleidet werde. — Wichtig sei zunächst die Frage, ob angeborene oder

erworbene konträre Sexualempfindung vorläge; aber im ersten Stadium der Behandlung gewänne dieser Unterschied keine besondere Bedeutung, da auch die erworbene konträre Sexualempfindung meist mit der gesamten Persönlichkeit auf's innigste verwachsen sei. Wichtiger sei zu Beginn das Suchen nach dem Fetisch d. h. demjenigen Umstand, welcher die ursprünglich normale Empfindung in konträre Bahnen gelenkt, worunter nicht nur Gegenstände, sondern auch jene Autosuggestionen zu verstehen seien, welche im Geschlechtsleben des Einzelnen eine Richtung gebende Rolle angenommen hätten. Die Aufnahme der Anamnese (Vorgeschichte) müsse eigentlich schon als therapeutisches Vorgehen aufgefasst werden. Besonderer Wert sei auf richtige Fragestellung zu legen und auf die intimen psychischen Beziehungen, die sich zwischen dem Therapeuten und dem Konträren entspinnen müssten. — Die persönliche Eigenart des Konträren sei zu berücksichtigen: die Autosuggestionen und Rechtfertigungsversuche ihrer Empfindung müssten vorsichtig und mit Geschick bekämpft werden. Die Konträren stellten sich, indem sie den („brutalen“) Akt der Kohabitation perhorrescierten, in ihren eigenen Augen auf einen höheren ästhetischen Standpunkt, ferner gereiche ihnen die in ihren Reihen befindliche nicht geringe Anzahl bedeutender Männer zur Genugthuung. — Viele Konträre gäben ihrem Triebe nicht nach und vielen sei eine gewisse Reinheit der Empfindungen nicht abzusprechen, mitunter führten sie ein weit keuscheres Dasein als die normal Empfindenden. — In den Fällen, wo die Masturbation der Neurasthenie Vorschub leiste, gäbe diese eine wirksame Handhabe ab zum Angriff des Rechtfertigungssystems des Patienten. Da, wo üble physische Folgen nicht vorhanden, bilde die Zufriedenheit des Konträren mit seinem Zustand ein mächtiges Hindernis für die Therapie. Oft werde nur wegen äusserer Umstände, wegen der sozialen und strafrechtlichen Konsequenzen, eine Aenderung des Geschlechtslebens erwünscht. Das nächste Ziel sei Gleichgiltigkeit gegen das eigene Geschlecht durch Suggestion einzuflößen, dann Widerwillen gegen Geschlechtsbeziehungen zu einer Person des eigenen Geschlechtes. In manchen Fällen sei geschlechtliche Indifferenz das Summum des Erreichbaren. Heterosexuelle Suggestionen bildeten den letzten Abschnitt der Behandlung. Ein Gradmesser für den Fortschritt in der therapeutischen Bestrebung sei im Traumleben gegeben. — Während der Dauer der Behandlung müsse die sexuelle Bedürftigkeit des Patienten auf ein Minimum herabgedrückt werden. Ein wirklicher Erfolg sei der erste physiologisch ausgeübte heterosexuelle Coitus. Die erste Cohabitation beweise aber nicht wirkliche Genesung, massgebend sei das Quantum des Wollustgefühles, welches beim ersten Coitus zu fehlen pflege. Vom ersten heterosexuellen Geschlechtsverkehr an käme es auf den Umstand an, ob angeborene oder erworbene konträre Sexualempfindung vorliege. Der konträr Geborene erlange weit schwerer normales Wollustgefühl und volle Befriedigung, dies Ziel könne aber auch bei ihm erreicht werden. Bei der angeborenen Form würden indess nach geregelterm heterosexuellen Verkehr die Beziehungen zum entgegengesetzten Geschlechte oft mehr aus Pflichtgefühl als impulsiv gepflegt. Konträre, bei denen sekundäre Geschlechtscharaktere körperlicher oder psychischer Natur auf eine Verkehrtheit der gesamten Persönlichkeit hindeuteten, würden seltener über den Zustand der Indifferenz hinausgebracht werden. — Erworbene konträre Sexualempfindung könne vom Moment regelrechter heterosexueller Koliabitation an in gewisser Beziehung als geheilt bezeichnet werden, jedoch dürfe Patient sich nicht vorzeitig weiterer psychischer Beeinflussung entziehen und müsse Masturbation und Alkoholgenuss vermeiden, sonst sei sofort Recidive zu befürchten.

— Zur erfolgreichen psychischen Behandlung sei volles Vertrauen des Patienten zum Arzte notwendig. Dieser müsse dem Patienten klar machen, dass das Wesen der Hypnose nichts Mystisches an sich habe und dass der endgültige Erfolg vom Willen des Konträren abhängige. Die Dauer der Therapie schwanke zwischen 6 Wochen und ebensovielen Monaten, je nach der Individualität des Konträren. Die

Patienten hätten mit der Erzielung des ersten Beischlafes die Möglichkeit erlangt, durch weitere Behandlung oder im Notfall durch Selbstdisziplinierung eine normale vita sexualis zu erreichen. Denn selbst mit gewissen Resten von konträrer Sexualempfindung könnten solche Menschen ein immerhin erträgliches Dasein führen und hätten die Hoffnung, im Wege der Gewöhnung auch diesen Rest zu verlieren. — Abgesehen von Enthaltung von Masturbation und Alkohol sei ein geregelter Geschlechtsverkehr anzustreben. Die einzig richtige Lösung dieses Problems sei die Ehe mit einer sympathischen Person. Die Ehe böte gerade für Menschen, deren seelisches Dasein in jeder Hinsicht der Stütze bedürfe, einen sicheren Port. Auf die Wahl einer absolut sympathischen Individualität sei aber unbedingt Gewicht zu legen. Wegen der Befürchtung einer konträren Descendenz sei von der Ehe nicht abzuraten. Die Vererblichkeit der Homosexualität sei nicht erwiesen, sie spiele nur die Rolle eines allgemein belastenden Momentes ; jedem aber, der ein funktionelles oder somatisches Degenerationszeichen an sich trage, könne man die Ehe nicht verbieten. — Fuchs teilt dann mit, dass unter 42 behandelten Fällen 14 Geheilte sich befänden. Zu sexueller Neutralität seien 8 gelangt. Die Fälle von psychosexueller Hermaphrodisie seien nicht mitgerechnet. Bei diesen sei das Heilungsergebnis ein weit besseres, die Mühe der Behandlung sei keine so grosse, ihre Bedeutung aber eine ausserordentliche, insbesondere in Fällen, wo sich die konträre Sexualempfindung bei Verheirateten episodisch einstelle. — Zum Schluss betont Fuchs nochmals, dass die Konträren vom medizinischen und nicht juristischen Standpunkt zu beurteilen seien. Menschen, die Kranke seien, müssten behandelt und geheilt werden. Das Ziel sei, die Konträren den Armen der blinden Justiz zu entreissen.

Der gediegene Vortrag bringt in klarer, anschaulicher Weise den Hauptinhalt des im vorjährigen Jahrbuch besprochenen Buches von Fuclis „Therapie der vita sexualis bei Männern mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung.“ Vom Standpunkt des Arztes, der die Homosexualität als Krankheit betrachtet, ist selbstverständlich eine therapeutische Behandlung notwendig, aber auch derjenige, der wie ich, die Anomalie nicht für notwendig krankhaft hält, wird wegen der sozialen, möglicherweise sogar strafrechtlichen Folgen der konträren Sexualempfindung in allen Fällen, wo der Konträre Aenderung des Triebes wünscht, die Hypnose für angezeigt erachten. — Hinsichtlich der Erfolge der Hypnose darf man sich jedoch keinen allzu grossen Hoffnungen hingeben. Bei allen denjenigen, die nicht geändert sein wollen, deren ganzes inneres Wesen sich gegen Beseitigung ihres Triebes sträubt, wird die Suggestion, auch wenn sie sich derselben aus irgend welchen Gründen unterziehen, kaum etwas leisten. Viele Konträre sind nun aber nicht im Stande, eine Aenderung zu wollen; darunter gerade besonders ausgeprägte Individualitäten von festem Charakter und starker Eigenart denen ein fremder Eingriff in ihre Persönlichkeit und in ihre mit ihrer Individualität verwachsene Geschlechtsart instinktiv widerstrebt. Was Fuchs über die leichtere Heilung der psychischen Hermaphroditen sagt, erscheint mir auch zweifelhaft. Es giebt darunter Individuen, die vollen Genuss bei Weibern finden, trotzdem aber eine stärkere Zuneigung zum Manne haben und letzteren Trieb nicht zu unterdrücken vermögen. Dass solche Menschen, die beide Triebe in sich vereinen und gleichsam den Grad der Befriedigung und die Summe des Wollustgefühles im Verkehr mit beiden Geschlechtern bewusst und unbewusst zu vergleichen im Stande sind, ohne grosse Schwierigkeit dazu gebracht werden können, den stärkeren Trieb ganz zu verlieren, möchte ich nicht unbedingt bejahen. Hier besteht gerade von vornherein, was man bei rein Homosexuellen anstrebt und als Zeichen der Heilung betrachtet, „Wollustempfindung beim Weibe,“ und trotzdem hat diese Empfindung nicht die Kraft, die gleichgeschlechtliche zu beseitigen. — Endlich dürfte auch bei den sogenannten „Geheilten“ die Ehe nur mit Vorsicht anzuraten sein; denn abgesehen von der

Möglichkeit einer Vererbung der Anlage, kann der konträre Trieb doch jeder Zeit wieder hervorbrechen und nicht nur den Verheirateten in besonders traurige und missliche Konflikte verwickeln ^ sondern auch das Unglück des völlig unschuldigen anderen Ehepartners herbeiführen.

6) **Haberlandt M.:** „Konträre Sexualerscheinungen bei der Negerbevölkerung Sansibars“ in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Bd. 31, 1899, S. 6G8. *)

*) Nach dem Referat von Buschan in dem Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie Nr. 127 vom 6. August 1900 wiedergegeben.

Konträre sexuelle Erscheinungen, sowohl erworbene als angeborene, kämen ziemlich häufig bei der Bevölkerung Sansibars vor, wo erstere zumeist dem Einflüsse der Araber zuzuschreiben seien, die zusammen mit Komorenern und wohlhabenden Suaheli-Mischlingen auch das Hauptkontingent der Erworbenen - Konträren ausmachten. Der frühzeitige Geschlechtsgenuss rufe bei diesen Leuten bald eine Uebersättigung hervor, die sie auf neue Mittel geschlechtlicher Befriedigung verfallen liesse; so würden sie zunächst zu aktiven, später, wenn impotent geworden, zu passiven Päderasten. Ihre Opfer gehörten fast ausschliesslich der schwarzen Sklavenbevölkerung an, aus der auserlesene halbwüchsige Burschen bereits frühzeitig zu diesem Zwecke trainiert würden. Die Sansibarneger würden durch das Beispiel der Araber ebenfalls zur perversen Befriedigung des Geschlechtstriebes verleitet. Da ihnen Sklaven nicht zur Verfügung stünden, so entwickle sich bei ihnen eine Art männlicher Prostitution. Die Betreffenden betrieben ihr Gewerbe sehr öffentlich, trügen häufig auch Weiberkleidung. — Der angeborene konträre Sexualtrieb komme sowohl beim männlichen wie beim weiblichen Geschlecht vor. Die Knaben, die bereits an weiblichen Arbeiten Gefallen fänden, würden von den Eltern nach dieser Richtung hin unterstützt, legten Weiberkleidung an, trügen das Haar ebenso und verkehrten hauptsächlich mit Weibern oder männlichen Prostituierten, von denen das Volk sie jedoch scharf als „amri ya merungu“ = „Wille Gottes“ unterscheidet, während es jene berufsmässigen Lustknaben verachte. Die geborenen Konträr-Sexuellen seien hauptsächlich passive Päderasten. — Die konträr-sexuellen Weiber zeigten ihrerseits Vorliebe für männliche Verrichtungen, verrieten männliches Verhalten, kleideten sich zu Hause nach Männerart und verkehrten sexuell entweder mit Ihresgleichen oder normalen Weibern. — Ueber die hier in Betracht kommenden Methoden und Apparate lässt sich der Verfasser des Näheren aus. Homosexuelle beider Geschlechter hiessen in der Suaheli Sprache „mkessimune“ = „Weib, kein Mann.“

6) **Heilbronner,** Oberarzt der Klinik zu Halle a. S. Privatdocent: „Beitrag zur klinischen und forensischen Beurteilung gewisser sexueller Perversitäten“ in der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen von Schmidtman und Strassmann. III. Folge, 19. Bd. 2. Heft, Jahrgang 1900. 2. Heft Nr. 9.

Im Anschluss an einen ausführlich mitgeteilten, eigentümlichen, mit Masochismus vermischten Fall von heterosexuellem Fetischismus äussert sich Verfasser des Längeren über Entstehung und Beurteilung sexueller Perversionen im Allgemeinen. Die Ausführungen sollen, wie aus einer Bemerkung über den Kampf gegen den § 175 des Str.-G.-B. hervorgeht, auch für die Homosexualität gelten. Heilbronner hält die sexuellen Anomalien stets für erworben. Die Erklärung von Schrenk-Notzing genüge durchaus und sei befriedigender als die Annahme angeborener Triebe, welche eine bedenkliche Annäherung an die frühere Monomanienlehre bedeute. In seiner Auffassung wird Verfasser hauptsächlich durch den mitgeteilten Fall bestärkt, da sich bei demselben die Erwerbung

intra vitam deutlich nachweisen lasse und es sich gerade auch um Masochismus handle,' der nach Krafft-Ebing stets angeboren sei.

Die Verschiedenheit der Auffassung über die Entstehungsart der Perversion habe grosse praktische Bedeutung. Wenn die Triebe angeboren seien, so sei nur ein Schritt zu der Annahme, dass sie unwiderstehlich und unausrottbar seien und die Bewegung zu Gunsten der Homosexuellen beweise, dass dieser Schritt thatsächlich von nicht Wenigen gethan werde.

Aus der Feststellung eines perversen Triebes dürfe man nicht ohne Weiteres auf Unzurechnungsfähigkeit schliessen; der Nachweis müsse vielmehr geführt werden, dass die Gesamtpersönlichkeit eine abnorme und die Perversität nur ein Folgezustand sei; die einzelnen Umstände, unter denen die That geschehen, müssten genau ermittelt werden, um ein richtiges Urteil zu gewinnen.

Für seine Behauptung, die sexuellen Anomalien seien stets erworben, hat Verfasser keinen Beweis erbracht. Abgesehen davon, dass auch in dem mitgetheilten Fall die Erwerbung nicht ohne Weiteres feststeht, lassen sich aus diesem Einzelfalle keine allgemeinen Schlüsse ziehen. Ich halte die Homosexualität meist für angeboren.

Uebrigens bin ich mit Näcke*) der Ansicht, dass, im Grunde genommen, der Streit über Erwerbung oder Angeborenssein der Homosexualität nur ein Wortstreit ist, da auch die Erwerbung einen vorbereiteten Boden, eine disponierte Anlage voraussetzt, welche mit der eingeborenen Reaktionsfähigkeit Molls auf bestimmte Reize nahe verwandt sein dürfte. Mit Heilbronner stimme ich dagegen darin überein, dass die Homosexualität an und für sich nicht ohne Weiteres Unzurechnungsfähigkeit bedinge, wobei aber meiner Ansicht nach die Frage, ob die Homosexualität erworben oder angeboren sei, keine Rolle spielt. Der homosexuelle Trieb ist zwar unausrottbar und verlangt oft gebieterisch nach Befriedigung; daraus folgt aber nicht die Unzurechnungsfähigkeit des Homosexuellen, sondern ergibt sich nur ein Argument für die Bestrebungen, welche die Aufhebung des § 175 St.-G.-B. verlangen.

*) Vgl. Näcke: Kritisches zum Kapitel der normalen, und pathologischen Sexualität in dem Archiv für PsychiMe und Neurologie. Bd. 32. Heft 2, besprochen im II. Jahrbuch 356 ff.

8) **Kaan**: „Gerichtsärztliches Gutachten“ in Friedreichs Blättern für gerichtliche Medizin. 50. Jahrg. Heft 1.

Der Fall eines wegen homosexueller Handlungen verschiedentlich gerichtlich verfolgten Gasthauspächters wird mitgeteilt. Derselbe, seit 24 Jahren verheiratet und Vater von drei Kindern, hat im Jahre 1893 einen 16 jährigen Burschen an sich gelockt, trunken gemacht und dann Penis in os genommen. Ueberrascht, zuerst Versuch, sich als den Verführten hinzustellen, später Zugeständnis seiner „unseligen Verirrung“. Strafe: 4 Monat Kerker. Im September 1895 gleiches Attentat an einem 21jährigen Burschen und im Oktober an einem 18jährigen. ' In beiden Fällen planmässiges Handeln. Aertzliche Untersuchung, physisch und psychisch, negativ. Für das Vorhandensein epileptoider Dämmerungszustände, die der Thäter angab, keinerlei Anhaltspunkte. Ueber seine vita sexualis hat er jede Auskunft verweigert. Nach 2 Jahren wiederum gleiches Attentat an 23jährigem Jüngling.

Kaan hält den Patienten für geistig normal und normal fühlend, hebt aber hervor, dass die perverse Art der Befriedigung auffällig sei. «

Mir scheint es, soweit sich dies aus den mitgeteilten Thatsachen beurteilen lässt, dass zweifellos konträre Sexualempfindung, mindestens psychische Hermaphrodisie bestand.

9) **Krafft-Ebing**: „Drei Konträrsexuale vor Gericht“ in den Jahrbüchern für Psychiatrie und Neurologie in Wien. 19. Bd. 2. Heft 1900. (Verlag Leipzig, Wien, Deutike).

I. Fall.

Ein 36jähriger Religionslehrer, verhaftet, weil er seine Schüler an den Genitalien betastete, bis Ejakulation erfolgte, wird in der Landesirrenanstalt beobachtet und später auch von Krafft-Ebing untersucht.

Die Ergebnisse der Untersuchung auf Grund der Beobachtung und der Angaben des Patienten werden mitgeteilt:

Explorat sei nervös von Jugend an, eine Zeit lang leichtsinniges Leben (Spiel, Geldverschwendung); er habe niemals ein Weib berührt, *horror feminae*, dagegen seit dem 14. Jahre ästhetisch und sinnlich zu heranreifenden Knaben hingezogen, verabscheue den Mann, nur erregbar durch Knaben in beginnender Pubertät zwischen 13 und 15 Jahren. Vergeblicher Kampf gegen seine Neigungen trotz zeitweiser Abstinenz von Alkohol und Fleischgenuss; stets mehrmals jährlich seinem Drang erlegen. Explorat halte seine Handlungen nicht für unrecht und unerlaubt, er habe unter „Unzucht“ nur *actus in vas* verstanden; er entschuldige sich damit, dass er keine Gewalt gebraucht und ohnehin als Beichtvater die Erfahrung gemacht, dass 80 % aller Knaben onanierten und dass er nur einem unabweisbaren Bedürfnis nachgegeben.

Die Gutachten der Irrenanstalt und Krafft-Ebing's nehmen beide Ausschluss der Willensfreiheit an. Die konträre Sexualempfindung des Patienten sei nur Teilerscheinung einer abnormen geistigen Artung auf Grund hereditärer Belastung. Seine Delikte seien krankhafte Folgezustände fehlerhafter natürlicher Anlagen, seine sexuellen Triebe impulsiv. Krafft-Ebing hebt noch besonders hervor:

Die ethischen Defekte des Exploraten hinderten ihn, sich der Folgen seiner sexuellen Handlungen bewusst zu werden, er empfinde dieselben vielmehr als natürliche, dem Gesetze in seinen Gliedern entsprechende Handlungen. Dazu käme die krankhafte Steigerung seines Triebes, der zeitweise geradezu die Bedeutung eines unwiderstehlichen Zwanges annehme.

Hierauf Freisprechung des Angeklagten.

Nunmehr habe Explorat, ärztlichem Rate folgend, vom Alkohol abstiniert, frugal gelebt und eine Suggestivbehandlung in einer Wasserheilanstalt durchgemacht, dank welcher es gelungen sei, seine konträre Sexualempfindung zu beseitigen. Er sei ein anderer Mensch geworden, habe sich seit Jahresfrist korrekt benommen und sei an einer — Mädchenschule angestellt.

II. Fall: Erworbene konträre Sexualempfindung.

Der 37jährige Handelsagent Z., wegen Masturbation mit L. verhaftet, wird auf seinen Geisteszustand hin untersucht. Vom 16. Jahre ab will Z. mit dem Weibe verkehrt haben und erst vor 3 Jahren durch L. zur Masturbation verführt worden sein. Seither heftige Liebe zu L. und angeblich keine Lust mehr am normalen Geschlechtsverkehr. Er selbst begreife seine Umwandlung nicht. Das Gutachten stellt

schwere Neurasthenie mit grosser physischer Erregbarkeit, neuropathische, hereditäre Konstitution, sexuelle Hyperästhesie und daraus resultierend abnorm sexuelle Bedürftigkeit fest.

Die erworbene Perversion sei auf Belastung und Neurasthenie zurückzuführen, der ganze Zustand pathologisch und der Drang zum geschlechtlichen Verkehr mit L. unwiderstehlich.

Darauf Einstellung des Verfahrens gegen beide: Auch bei L. habe die Untersuchung konträre Sexualempfindung, und zwar angeborene, ergeben. Zwei Tage nach der Freilassung Anzeige des L. gegen den Z., dieser verfolge ihn mit seinen unsittlichen Anträgen und bedrohe ihn mit Totschiessen, da er, L., nichts mehr von Z. wissen wolle.

Umgekehrte Behauptung des Z.: L. habe ihn verführen wollen und er, Z., habe sich vor L. flüchten müssen. Durch Zeugen bestätigt, dass L. den Z. aufgesucht und um seine Liebe gefleht habe, da er nicht von ihm lassen könne.

Ein neues Gutachten stellt zeitweisen Alkoholismus und schwere Neurasthenie fest: Der belastete, überspannte, dem Impuls seiner Triebe völlig hingeebene gemeingefährliche Z. sei unverantwortlich. Darauf Aufnahme in die Klinik Krafft-Ebing's. Enthaltung von Alkohol und antineurasthenische Behandlung hätten günstig gewirkt. Durch die Suggestivbehandlung — Suggestion gegen Alkohol und geschlechtlichen Verkehr — sei nach 2 Monaten völlige Heilung eingetreten. Patient sei ein sittlich rehabilitierter und körperlich wieder hergestellter Mann geworden.

Weitere Beobachtung habe tadellose Lebensführung, normale vita sexualis und Abstinenz von Alkohol ergeben.

III. Fall: Erworbene konträre Sexualempfindung.

Betrifft, einen wegen unsittlicher Attentate verhafteten Gendarmeriewachtmeister K. Derselbe soll versucht haben, dem Zivilisten R. die Hosen herunterzuziehen, ihn um Gestattung der Paedication gebeten und einen andern Zivilisten J. sowie einem Gendarmen an den Genitalien angegriffen haben.

Delinquent leugnet die Absicht eines unsittlichen Angriffs, er habe nur aus momentaner Geilheit gehandelt und seine That für nichts Unerlaubtes gehalten. Vor einem Jahre habe er Syphilis gehabt und sei dadurch vom Verkehr mit dem Weibe abgeschreckt worden.

Das Militärgericht spricht ihn frei, es seien nur Vorbereitungshandlungen erwiesen, die straflos seien, dagegen nicht der Versuch widernatürlicher Unzucht.

Es erfolgt darauf Revision des Urteils seitens des obersten Militärgerichtshofes. Während dieser Untersuchung verschiedene Zwischenfälle: K. erkrankt an Typhus abdominalis, in der Rekonvaleszenz erleidet er \ einen Anfall von Influenza. Dann Wiedereintritt in den j im Dienst. Bald neue Attentate; mehreren Gendarmen soll. K. an den Genitalien herumgegriffen und überdies eines, schlafenden Civilisten J. Penis in os genommen haben. Dem gleichen Civilisten soll er später auf der Strasse versucht haben zu öffnen.

Unterdessen wird das erste Urteil abgeändert und K. wegen der früheren Angriffe auf die Civilisten zu 4 Monaten Kerker verurteilt. Hierauf wegen Zweifels an K.'s geistiger 'Gesundheit Aufnahme in das Gamissonsspital: Eine Anzahl Zeugen wollen ein völlig geändertes Benehmen K 's in den letzten Monaten wahrgenommen haben. Nach dreimonatlicher Beobachtung geht das Gutachten dahin, dass

bösartige Hirnsyphilis vorhanden, auf diese seien wahrscheinlich seine Charakteränderung und seine unsittlichen Handlungen zurückzuführen. Auch die schwächliche, läppische Ausführung der Handlungen unter ungünstigen äusseren Umständen deute auf krankhaft herabgesetzte geistige Tätigkeit und mangelnde Einsicht bei geradezu schwachsinniger Gleichgültigkeit für den folgenschweren Ausgang der Sache.

K. verbleibt weiter in Spitalbeobachtung. Eine Anzahl krankhafter Erscheinungen, die sich zeigen, wird beschrieben: Der körperliche und geistige Verfall K.'s schreite fort. Fortgesetzte Beobachtung. Hierauf Gutachten des Militärkomitees: Hirnsyphilis sei ausgeschlossen und Simulation von Geistesstörung anzunehmen. Die Delikte seien faute de mieux am Manne erfolgt in Folge starker Libido und Abstinenz vom natürlichen Verkehr. K. habe im Sinne einer erworbenen konträren Sexualempfindung eine krankhafte Aenderung seines geschlechtlichen Fühlens erfahren; obgleich eine Unwiderstehlichkeit seines Triebes nicht anzunehmen sei, müssten weitgehendste Milderungsgründe anerkannt werden. Hierauf wird ein Fakultätsgutachten begehrt. K. kommt zu Krafft-Ebing in die Klinik zur Beobachtung: Das Verhalten in der Klinik und die einzelnen Feststellungen werden genau mitgeteilt. Das Gutachten selbst verneint das Vorhandensein einer organischen Gehirnkrankheit, einer Geisteskrankheit oder Geistesschwäche. Dagegen bestehe schwere Neurasthenie, geeignet, die Widerstandsfähigkeit herabzusetzen. Unter allen Umständen sei K. ein moralisch und physisch gebrochener, körperlich schwerkranker Mann. Die Hauptursachen dieses Zustandes: Die Syphilis und die durchgemachten teilweise verfehlten Kuren, sowie der Typhus.

Auf den ersten Blick erscheine es, als ob K.'s unsittliche Handlungen nur aus einem übermässigen Drange und Mangel an Verkehr mit dem "Weibe erfolgt seien. Eine solche Annahme sei jedoch unrichtig, namentlich spräche die mit J. vorgenommene immisio penis in os für eine Perversion des Gefühls. Diese Perversion sei erworben und auf die schwere Neurasthenie zurückzuführen. Die ganze Art der Ausführung, die beständige Wiederkehr der gleichen perversen Handlungen, die geradezu schamlos, rücksichtslos zu Tage getreten seien, und das Vorhandensein der schweren zentralen Neurose, welche die sittliche und Willensenergie in der Bekämpfung solcher perverser Impulse herabgesetzt habe, mache die Annahme höchst wahrscheinlich, dass K. unter einem unwiderstehlichen Zwang gehandelt habe.

Die 3 Fälle betreffen zweifellos kranke Homosexuelle. Deshalb darf aber nicht auf die Krankhaftigkeit aller oder auch nur der Mehrzahl der Homosexuellen, geschlossen werden; ebensowenig als ein solcher Schluss gestattet wäre, weil zahlreiche Heterosexuelle an sexueller Hyperästhesie und Neurose leiden. Auch der Erfolg der Hypnose in den zwei ersten Fällen berechtigt nicht etwa zur Ansicht, dass eine Umwandlung der Homosexualität leicht oder meist möglich sei. Die piir bekannten Homosexuellen, die sich der Hypnose unterzogen, sind unverändert homosexuell geblieben. Zwei davon wurden von Moll, einer von Krafft-Ebing, einer von Schrenk-Notzing behandelt.

10) **Krafft-Ebing** und **Garnier**: „Résumé du rapport sur les perversions sexuelles obsédantes et impulsives au point de vue médico-legal.“ Bericht für den 13. internationalen medizinischen Kongress zu Paris 1900. Abgedruckt in den „ Archives de Neurologie“ (fondees par Charcot) Vol. X. 2ème série 1900. Novembre et Décembre 1900 Nr. 59 et 60.

1) Der Bericht von Krafft-Ebing. — Die Zwangsideen und Impulse (obsession³ et impulsions) ebenso wie die sexuellen Perversionen gehörten fast ausschliesslich dem Gebiet der psychischen, meist hereditär bedingten Degeneration an. Man könne sie als Stigmata dieser Degeneration betrachten.

Die Häufigkeit sexueller Hyperästhesie und der besondere davon abhängige Zustand der Erregbarkeit erklärten den bei den Degenerierten oft vorhandenen Zusammenhang zwischen Zwangsideen und der Sexualität. Die Zwangsvorstellung sei „die Art von Gehirnthätigkeit, wo ein Wort, ein Gedanke, ein Bild sich dem Geist aufzwingt ausserhalb des Willens, mit einem als quälend empfundenen Gefühl, das sie unwiderstehlich mache“. (Magnan). Unter Impuls verstehe man einen mit Bewusstsein ausgeführten Akt, der aber durch den Willen nicht habe verhindert werden können (Legrain). Die Bedingungen der Zwangsvorstellungen seien daher: Volles Bewusstsein des Obsedierten im Kampf gegen den Impuls, der Erregungszustand mit der Einsicht, dass die psychischen Kräfte in dem Kampfe machtlos seien und dass nur die Verwirklichung der Zwangsidee die Befreiung von dem qualvollen Zustand herbeiführen könne. Demnach seien mit diesem Zustand von Zwangsvorstellung nicht folgende Fälle zu verwechseln : 1. Handlungen bei völligem Mangel an Intelligenz und moralischen Qualitäten. — 2. Rein impulsiv, gleichsam automatisch ausgeführte Handlungen. — 3. Handlungen im Zustand aufgehobenen Bewusstseins z.B. Deliriums. — 4. Handlungen, herrührend von sexueller Inversion, welche (wie sich Krafft-Ebing wörtlich ausdrückt) „nach mir nur das Aequivalent des normalen Geschlechtssinnes bildet.“ Folgen hierauf nähere, hier nicht weiter interessierende Ausführungen über die Zwangsideen und Impulse.

2) Der Bericht von Garnier. — Die krankhafte Obsession sei nur ein Zeichen der Degenerescenz. Die Erregbarkeit, das wahre moralische Stigma des Degenerierten, sei Princip und Ursache des Phänomens. Die Obsession bilde daher nur eine Art der automatischen, aber bewussten Gehirnthätigkeit, sie präge zwangsmässig, hervorgerufen durch den Erregbarkeitszustand, dem Geist ein Wort, einen Gedanken trotz qualvollen Zustandes ein, werde von bestimmten psychischen Störungen begleitet und höre nur auf mit der Befriedigung des Bedürfnisses, das den Anfall hervorgebracht. Man könne sagen, dass der Impuls eine Krisis des Bedürfnisses, während die Obsession nur den Zustand des Bedürfnisses bedeute. Ebenso wie Obsessionen und Impulse seien die sexuellen Perversionen Degenerationszeichen. Deshalb sei es nicht zu verwundern, dass ihre beiderseitigen Aeusserungen sich begegneten und kombinierten unter irgend einem Gefühlschoc, in der Kindheit oder der Pubertät, der den Ausgang zu zwangsmässigen und impulsiven Vorstellungen bilde, welche fortan die vita sexualis beherrschten und diese oder jene Art sexueller Perversion erzeugten. Der Geschlechtstrieb stelle gerade das biologische Element dar, welches am meisten geeignet sei, die krankhafte Erregbarkeit des Degenerierten hervortreten zu lassen. Garnier bespricht hierauf die Beziehungen zwischen den Obsessionen und Impulsen mit den einzelnen sexuellen Perversionen. Er behandelt den Exhibitionismus, den Fetischismus, den Sadismus, die Erotomanie und die Inversion. Im Gegensatz zu Krafft-Ebing bringt er auch die Inversion in Zusammenhang mit den Zwangsideen. Er äussert sich hierüber wie folgt: Natürlich sei nur die Rede von der konstitutionellen Inversion, nicht der aus Laster, Ansteckung, durch die Umgebung oder die Sitte gewisser Länder entstandenen Päderastie. Der konstitutionelle Invertierte sei stets ein Kranker mit einer unwiderstehlichen Neigung; er gehe im Leben herum, ohne dasjenige Geschlecht zu besitzen, das er exteriorisiere, während er das entgegengesetzte in sich trage. Er fühle sich zum gleichen Geschlecht hingezogen, gegen seinen Willen und instinktiv. Es frage sich, wie diese Geschlechtsrichtung zu erklären sei. Sei der Invertierte mit dieser Substitution eines Weibes im Manne etwa geboren? Sei dies als ein Zögern der Natur aufzufassen und schliesslich auf eine anatomische Zwitterhaftigkeit zurückzuführen? Letzteres sei nicht anzunehmen, sonst müsste der embryologische Irrtum häufiger in der somatischen Konstitution seinen Wiederhall finden. Auch die Fälle körperlicher Hermaphrodisie könnten nicht die Homosexualität erklären. Denn gewöhnlich besässen die Invertierten alle Merkmale

völliger Männlichkeit. Man müsse die Erklärung anderwärts suchen. Die Inversion habe ebenso wie die anderen Anomalien eine und dieselbe Entstehungsursache, nämlich krankhafte Erregbarkeit und funktionelle Disharmonie. Ein zufälliger Choc erlange dank der emotionalen Rezeptivität besondere Bedeutung. Allmähig dränge sich in Erinnerung dieses Chocs ein bestimmter Gedanke auf und die Homosexualität gewinne ihre zwangsmässige und impulsive Energie. Die Sache sei nur darum so anziehend, weil die Furcht hinzukomme. Diese Tendenz bilde zur Zeit der Unbestimmtheit des Geschlechtslebens zuerst nur eine vage und confuse, im unbewussten Leben verborgene Neigung, erst später behaupte sie sich mit der Klarheit einer krankhaften Begierde. Die Inversion sei scharf vom Laster zu trennen. Sie sei zu definieren: Als eine Perversion des Geschlechtslebens mit zwangsmässiger, impulsiver Form, die eine eingewurzelte, unwiderstehliche Neigung bedeute, meist von so ausschliesslichem Charakter, dass das gleiche Geschlecht allein im Stande sei, den Orgasmus zu erzeugen. Die Inversion sei oft mit anderen Perversionen, Sadismus, Fetischismus u. s. w. vereinigt.

Der Bericht von Krafft-Ebing ist besonders beachtenswert, weil er die Inversion von der Zwangsvorstellung sondert und sie als Aequivalent des normalen Triebes betrachtet. Jedenfalls dürfte kein Zweifel darüber bestehen, dass Krafft-Ebing völlig Recht hat, die Inversion nicht mit der Zwangsvorstellung und den Impulsen zusammenzuwerfen, wie dies Garnier thut. Oft kann sich die Inversion mit zwangsmässiger Gewalt geltend machen und mit krankhafter Inversion und Neurasthenie Zusammentreffen, ebenso wie beim normalen Trieb krankhafte, nervöse Erscheinungen vorkommen. Aber in vielen Fällen wird auch die Homosexualität, wie durchgängig der normale Trieb, nicht in besonders krankhafter Weise hervortreten. Garnier schliesst sich bei der Erklärung der Inversion ausserdem der bekannten Associationstheorie von Schrenk-Notzing an. Ich möchte hier noch betonen, dass Garnier insoweit jedenfalls irrt, als er meint, der homosexuelle Trieb sei ursprünglich zur Zeit der Pubertät nur ganz unbestimmt und als vage Neigung vorhanden, die sich erst allmähig entwickle. In den meisten Fällen tritt die Homosexualität, oft gerade sehr frühzeitig, mit grosser Bestimmtheit und Entschiedenheit auf, ein Umstand, der gerade gegen die Associationstheorie und für die Auffassung des Eingeboreenseins spricht. Die von Garnier gegen den Zusammenhang der Inversion mit der embryonalen Uranlage vorgebrachte Einwendung der durchschnittlichen völligen Männlichkeit der Urninge ist nicht durchschlagend, denn die Fälle, wo auch äusserlich weiblicher Habitus, manchmal Effemination vorliegt, deuten auf diesen Ursprung hin, nicht minder die Fälle körperlicher Hermaphrodisie, bei denen meist auch ein Schwanken im geschlechtlichen Fühlen festzustellen ist, wie dies namentlich aus den Untersuchungen von Neugebauer*) hervorgeht.

*) Z. vergl. Jahrbuch II.

11) **Näcke**, P.: „Die forensische Bedeutung der Träume“ in der Zeitschrift für Criminalanthropologie von Gross, 1. Heft, Bd. 5, Septembemummer 1900.

S. 123 bemerkt Näcke, dass bis jetzt nicht habe festgestellt werden können, ob jede der einzelnen Kategorien von Geisteskrankheiten ihre eigentümlichen Träume habe.

Nur eine einzige Klasse von Menschen wisse er zu nennen, welche vielleicht absolut Charakteristisches träume, die sexuell Perversen. Er (Näcke) habe als der Erste klipp und klar auf die hohe Bedeutung dieser Thatsache für die Diagnose der Perversion aufmerksam gemacht. Der echte Homosexuelle werde so gut wie ausnahmslos in seinen sexuellen Träumen sich homosexuell verhalten, der

psychische Hermaphrodit homound heterosexuell, der Sadist als solcher sich bethätigen etc. Bis in die feinsten Details fände sich in den erotischen Träumen die sexuelle Perversion wieder.

Die Diagnose der Perversion sei in Féré meist schwer zu führen. Der Sachverständige solle den zu Untersuchenden seine Lebensgeschichte erzählen lassen und unvermerkt ihn auf die Träume bringen; wenn die Träume immer oder fast immer in der Richtung der Perversion sich bewegten, so sei das Bestehen einer solchen fast sicher. Ein einzelner Traum beweise allerdings noch nichts, da er ein sogenannter Kontrasttraum, d. h. ein dem wirklichen Wesen des Träumenden widersprechender sein könne. Die Träume seien auch geeignet, Aufschluss zu geben über die Zeit des ersten Auftretens der Perversion.

12) **Näcke:** "Die sexuellen Perversitäten in der Irrenanstalt" in der „Wiener klinischen Rundschau“ 1899 Nr. 29—30.

Näcke berichtet über die von ihm an den Kranken seiner Anstalt hinsichtlich etwaiger sexueller Perversitäten angestellten Beobachtungen. Sein Beobachtungsmaterial erstreckt sich auf 509 Männer, 277 mit einfacher Seelenstörung, 47 Paralytiker, 185 Imbecillen und Idioten (darunter 50 Imbecillen) und auf 50 Frauen.

Die Onanie hat Näcke am häufigsten angetroffen, aber auch die verschiedensten sonstigen Perversitäten sind ihm begegnet.

Homosexuelle Handlungen hat er verhältnismässig wenige gefunden: Mutuelle Onanie hatten 14 Personen = 2,8 Prozent sicher oder sehr wahrscheinlich getrieben, indem sie sich von Andern masturbieren Hessen oder gegenseitig dies gethan. Darunter 10 Idioten, 4 mit einfacher Seelenstörung, 3 Paralytiker.

Zu verzeichnen seien ferner: 2 Fellatoren, ein älterer lasterhafter Idiot und 1 Paranoiker; eigentliche Päderastie habe er mehrmals festgestellt, immerhin aber selten; 5 Personen seien beim aktiven Act ertappt worden, (1 Prozent Aller), 2 hätten sich passiv verhalten, 2 weitere aktiv und passiv zugleich. Alle Päderasten seien Onanisten gewesen, zum Teil mutuelle, der eine, ein älterer Idiot, auch Fellator, alle Aktiven bis auf einen Idioten, welche jüngere apathische Kranke als Passivum benutzten. Weibliche mutuelle Onanie sei bei 4 Frauen = 8 Prozent anzunehmen, die aber selbst nie onanierten. Zwei seien Idiotinnen, die sich küssten und herzten, das andere Paar Verrückte. 7 Kranke seien in den betten bei einander getroffen worden; eine Paranoica zeige r coitusartiges Benehmen mit einer Andern und 2 Idiotinnen setzten sich auf Stühlen einander gegenüber und führten coitusartige Bewegungen aus.

Näcke fasst dann seine Beobachtungen zusammen und zieht gewisse allgemeine Schlüsse daraus:

Unter den Männern, bei denen er gleichgeschlechtliche Handlungen festgestellt, befände sich wohl kein echter Invertierter. Die Päderasten hätten abwechselnd getrieben: Onanie, mutuelle Onanie, Fellatio, Pädicatio. Es sei daher anzunehmen, dass sie die verschiedenen Formen von einander gelernt; dagegen bleibe es allerdings eine offene Frage, ob die Onanie zu den übrigen Perversitäten, insbesondere zur Pädicatio führe. Für die Feststellung, ob echte, angeborene Inversion vorliege oder bloss erworbene sei vielleicht das beste diagnostische Mittel die Erforschung des Traum inhalts. Echte Homosexuelle träumten nur homosexuell, bei erworbener Homosexualität stellten sich auch Träume heterosexuellen Inhalts ein.

Näcke hebt dann noch die merkwürdigen Freundschaftsbündnisse hervor, denen man zuweilen unter den Geisteskranken begegne; oft hätten sie einen durchaus sexuellen Anstrich. Sie kämen vor zwischen Idioten, von denen der eine agiler sei als der andere, oder zwischen einem Paranoiker und einem Idioten mit passiver Natur. Die Betreffenden sässen zusammen, gingen miteinander, umschlangen und liebkosten sich. Solche Bündnisse seien aber doch nur selten, da der Geisteskranke meist für sich bliebe und nur selten ein reges Interesse für seine Mitkranken bekunde.

Die Beobachtungen von Näcke bieten ein grosses Interesse und es wäre zu wünschen, dass auch andere Psychiater, die die Gelegenheit dazu haben, ähnliche Forschungen anstellten.

Wenn die Vermutung Näcke's richtig ist, dass unter seinen Kranken sich kein echter Homosexueller befunden habe, so würde dies den Schluss rechtfertigen, dass man unter den Geisteskranken weniger Invertierten begegne, als unter sonstigen erwachsenen Männern, denn nach meiner Abschätzung kämen unter normalen Verhältnissen auf 500 Männer etwa 2—3 Invertierte. Jedenfalls sprechen die Feststellungen Näcke's dafür, dass ein Zusammenhang zwischen Geisteskrankheit und Inversion nicht besteht.

Uebrigens werden wohl unter den Irren Näcke's, die gleichgeschlechtliche Handlungen begingen, einige geborene Homosexuelle gewesen sein. Was Näcke über die Bedeutung der Träume sagt, ist sehr beherzigenswert, nur darf man nicht aus Träumen heterosexuellen Inhalts bei Invertierten ohne Weiteres auf erworbene Homosexualität schliessen, da sie auch ein Beweis psychischer Hermaphrodisie sein können.

13) **Venturi**, Silvio, (Oberarzt der Provinzialirrenanstalt zu Cantanzaro, Italien): „Corrélations psychosexuelles* (Bibliotheque de criminologie, Bd. XVIII, Lyon, Starck; Paris, Masson 4d. 1899).

Verfasser entwickelt in dem französisch geschriebenen Werk zwei Hauptgesichtspunkte:

- 1) Im Gegensatz zur älteren Psychiatrie betrachtet er jede geistige Störung in erster Linie als eine Veränderung der psycho-sociologischen Funktionen, als eine Störung der Beziehung zwischen dem Kranken und der Gesellschaft.
- 2) Er sucht die Wechselwirkungen zwischen geistigen Anomalien und dem Geschlechtstrieb darzulegen.

Ogleich Venturi gegen die neue italienische kriminalanthropologische Schule polemisiert, finden sich doch bei ihm manche Gedanken Lombroso's, so namentlich über den geborenen Verbrecher.

An verschiedenen Stellen berührt Venturi die Homosexualität:

1) S. 139; Bei den Geisteskranken sei die Paederastie nicht selten anzutreffen. In seiner Anstalt hätten auf 180 Kranke 7 Neigung zu aktiver Päderastie gezeigt. Die verschiedensten Formen von Geisteskrankheiten und die verschiedensten Altersstufen seien vertreten gewesen. Verfasser habe zuerst geglaubt, die Betreffenden hätten lediglich ein Aequivalent für den fehlenden normalen Koitus gesucht, er habe sich aber getäuscht, da er nachträglich festgestellt habe, dass vor der Erkrankung die Neigung schon bestanden.

2) S. 161: Gleichgeschlechtliche Akte kämen oft als Vorläufer der progressiven Paralyse vor.

3) S. 289—290: Die Päderastie, insbesondere die passive, sei nicht als ein atavistischer Rückschlag, als eine Wiederholung von Eigenschaften früher Vorfahren zu betrachten, da sie keine das Leben fördernde Eigenschaft, sondern eine Verneinung des Zeugungsaktes darstelle. Sie sei vielmehr als das Ergebnis einer Entwicklungshemmung aufzufassen.

Der im Altertume weitverbreitete gleichgeschlechtliche Verkehr sei lediglich ein Beweis, dass auch jene Epochen ihre antibiologischen und antisozialen Elemente besessen. Wir hätten unser sexuelles Verbrechertum, wie eines Zeitalter das seinige.

Heute sei dies sexuelle Verbrechertum weniger zahlreich wie früher, da unsere Zeit einen nennenswerten Fortschritt in der Bekämpfung des Malthusischen Gesetzes zu verzeichnen habe.

Dem Päderasten entspräche die Tribade, die häufig in Gefängnissen und weiblichen Erziehungsanstalten zu finden sei; die soziale Hygiene erfordere, dass man die Tribaden in Klöstern und Harems isoliere.

4) S. 295: Die Auffassung mancher Schriftsteller, so z.B. von Raffalovich, dass viele Urninge verkannte Genies, Idealisten und Keusche seien, könne er (Venturi) nicht teilen. Es seien Invertierte oder Lasterhafte. Allerdings hätten in neuerer Zeit einige moderne Dichter kein Hehl aus ihren perversen Neigungen gemacht, um gleichsam die Verwandtschaft ihrer Natur mit der antiken Geistesrichtung zu betonen. Auch sie seien aber nicht entschuldbar und geborene Invertierte oder Lasterhafte. Nur der mit der Lust zugleich die Zeugung bezweckende Beischlaf sei normal und poetisch.

5) S. 330: Die sexuelle Perversion gehöre zum sexuellen Verbrechertum, sie bilde ein Zeichen einer eingeborenen Tendenz zur Zerstörung der Gattung (eine destruktive Degenerescenz). Die moralische Degenerescenz sei gewöhnlich auch von entsprechenden physischen Aenderungen begleitet. Der Urning habe gewöhnlich mehr weibliches Aussehen, die Tribade mehr männliches.

6) S. 380: Die Invertierten hätten gewöhnlich eine ihrem Geschlechte entgegengesetzte Stimme, die Urninge eine weibliche und keinen Bart, die Tribaden meist eine tiefe und rauhe Stimme. Letzteres habe Verfasser bei einer Tribade und mehreren durch sie verführten Krankenpflegerinnen beobachtet.

Wie aus dem Vorstehenden sich ergeben dürfte, scheint Venturi keine erschöpfenden theoretischen Kenntnisse von der Homosexualität zu besitzen, insbesondere aber der praktischen Erfahrung in dieser schwierigen Frage, welche nicht mit allgemeinen Aufstellungen erledigt wird, zu ermangeln.

[S. 393]

§ 2. Schriften der Nicht-Mediziner.

(Juristen, Ethiker, Philosophen etc.)

1) **Anonym:** „Neue Zeit“, Nr. vom 10. Februar 1900.

In dem (anonymen) Leitartikel, betitelt „Die Tugendheuchler“, ist gelegentlich der „lex Heinze“ und des Widerstandes gegenüber dem von der Sozialdemokratie vorgeschlagenen Strafparagrafen zum Schutze der Arbeiterinnen gesagt:

„Würde der Zweck des Widerstrebens gegen den Paragraphen zum Schutz der Arbeiterinnen wirklich Furcht vor Erpressung, Denunziationen etc. sein, so müssten § 95 und § 175 aufgehoben werden, da beide sich darin gleichen, dass sie gar keinen erkennbaren sittlichen Wert besitzen, aber die moralische Pest der Denunziation, Erpressung etc. in einem Umfang züchten, der sich nicht vergleichen lässt mit dem Umfang der moralischen Pest, die der Arbeiterparagraph der lex Heinze beseitigen und einschränken will. Und doch heisst es zur Rechten und Linken und von der Regierung betreffs beider Paragraphen beim Verlangen der Aufhebung: Unannehmbar!“

.2) **Driesmans**, Heinrich: „Das Geschlechts empfinden der Griechen“ im „Magazin für Litteratur“ von Gaulke und Philipps (Berlin, Verlag Cronbach), Nr. 51 und 52 vom 22. und 29. Dezember 1900.

Nach den Bildern, die sich der Mensch von seinen Göttern schaffe, liesse sich der Mensch selbst am besten beurteilen; dies gelte besonders von den Griechen. Die griechische Götterwelt gestatte tiefe Einblicke in Wesen und Charakter ihrer Erzeuger. Diese Götter hätten keine weltfremden Charaktere, wie die der anderen Völker, aufgewiesen, sondern eine intime Vermenschlichung, welche das griechische Wesen in eigenartigem Lichte zeige. Ein besonderer Charakterzug der Götterbilder, welcher auch den Griechen selbst wohl kaum zum deutlichen Bewusstsein gekommen, sei bisher wenig beachtet worden, nämlich der Ausdruck des Harmoniegef. Uhls der Griechen im Geschlechtsverhältnis ihrer künstlerischen Darstellungen. Die männlichen Götterbilder trügen einen ausgesprochen weiblicheren, die weiblichen einen ausgesprochen männlicheren Charakter, als man ihn in der Natur fände. Das Geschlecht sei in diesen Bildern nicht so scharf unterschieden, wie wir es unterscheiden würden; z. B. die Venus von Milo habe in der ganzen Haltung und Bildung etwas entschieden Männliches.

Im weiblichen Körper sei das männliche, im männlichen das weibliche Element gleichsam latent vorhanden, jeweilig dominiere nur eines von beiden und verleihe der Person dann den ausgeprägten Geschlechtscharakter. Aber auch äusserlich komme das unterdrückte Geschlecht zum Vorschein in den Brustwarzen des Mannes, in dem Kitzler des Weibfcs. Die Betonung gerade des latent vorhandenen, gewissermassen unterdrückten Geschlechts in der Absicht, die geschlechtliche Harmonie, die menschliche Totalität wieder herzustellen oder doch künstlerisch als höchstes Menschentum zum Ausdruck zu bringen, habe im Gefühl der Griechen gelegen und ein dahingehendes Bestreben in ihren Kunstwerken sei deutlich zu erkennen;

Alle männlichen Bilder zeigten etwas entschieden Weibliches, leichte, sanfte Neigung des Hauptes, gelockerte Gliedmassen, ein Sichgehenlassen in anmutiger, milder Biegung aller Körperlinien. Sogar bei dem Typus der Männlichkeit, Herakles, seien weiblich schöne Züge und auffallende Brustbildung vorhanden.

Der männlich-herbe Charakter der Hera, der strenge, kriegerische der Pallas Athene, der knabenhaft-wilde der Artemis seien im Sinne dieser Ausführungen leicht zu erklären. Während die Göttinnen einen männlich-rüstigen Charakter zeigten, verrieten die männlichen Olympier oft weibische Schwäche und Wankelmut, neigten oft zu Weiblichkeit und Weibischkeit hin, z. B. der aus dem Trojanerkrieg unter Geschrei fliehende verwundete Ares.

Das Tier habe weniger scharf ausgeprägte Geschlechtsmerkmale als der Mensch. Je höher entwickelt das Tier, um so stärker träten die Geschlechtsorgane hervor. Die sexuelle Differenzierung könne als

Massstab für die Entwicklungsstufe gelten, dieselbe sei z. B. bei Naturvölkern weniger ausgeprägt. (Z. vergl. die flachen, lappenartigen, gering entwickelten Brüste des Negerweibes.)

Aus den antiken Bildwerken sei zu schliessen, dass das Geschlecht bei den Alten weniger markiert gewesen als heute. Die körperliche Bildung sei wahrscheinlich dem Harmoniegefühl der Griechen gleichsam zu Hülfe gekommen. Der Grieche sei noch um einen Grad „weiblicher“ als der moderne Mann, die Griechin „männlicher“ als das moderne Weib gewesen; in beiden sei Mann und Weibwesen noch embryonal in einander verschlungen gewesen.

Diese Thatsache erkläre die eigenartige Erscheinung der griechischen Päderastie. Die Freundesliebe sei damals heftiger und inniger gewesen, als die Geschlechtsliebe. Die schwächer ausgeprägten Geschlechtsmerkmale hätten auf den antiken Menschen einen geringeren Eindruck gemacht und ihn nicht in dem Masse gereizt, wie den modernen die stärker entwickelten der Gegenwart. Daher rühre denn die relative Gleichgültigkeit des antiken Menschen gegenüber dem Geschlechtsleben, das nur als Mittel zur Fortpflanzung und Erhaltung der Gattung gegolten habe, dem gegenüber die Freundschaft als das edlere, vergeistigtere Gefühl erschienen sei. Diese Freundesliebe, anfangs völlig rein und ideal, sei allmählig in eine Form ausgeartet, die sich uns als (geschlechtsverirrung darstelle, raus der Natur und den Lebensverhältnissen der alten Griechen aber sich ganz normal und harmonisch erkläre. Das Liebesgefühl im höheren Sinne, welches der Grieche dem Weibe nicht entgegenzubringen vermocht habe, habe er auf den Freund übertragen. In dem Freund habe der Grieche — zunächst unbewusst — das Geschlecht gesucht, die weibliche Seite der Natur des Freundes habe ihn gereizt.

Der sexuelle Grundtrieb habe sich mit der Zeit immer mehr entwickelt und habe schliesslich völlig durchgeschlagen und in dem physischen Kontakt seine Befriedigung gesucht. Der jugendfrische Jüngling habe weiblich empfinden lernen, der liebebedürftige Mann habe das weibliche Element in ihm geschätzt. Die einander anziehenden männlichen Lebensalter seien immer weiter auseinander gerückt. Während anfänglich die Freunde Altersgenossen gewesen, habe später der gereifte Mann den Jüngling, der Erzieher den Zögling gesucht.

Das interessanteste Bild dieser Knabenliebe stelle Sokrates dar. Er habe zwar konträr-sexual empfunden, aber doch Gefühle rein geistiger Natur gehabt, nur das Wohlgefallen an der Jugendlichkeit habe ihn geleitet, während seine decadenten Zeitgenossen, z. B. Alcibiades, bloß den sinnlichen Reiz erstrebten. Der Knabe im Alter von 12—15 Jahren habe auf den Griechen gewirkt, das Alter also, wo das Geschlechtsleben des Jünglings kaum rege gewesen und seine weibliche Natur in Formenweichheit und Anmut geblüht habe. Im 20. Lebensalter, dem Alter, wo die Männlichkeit zum Durchbruch gelangt, habe der konträrsexuelle Grieche den Jüngling als „verblüht“ bezeichnet. Entzückende Bilder solcher Liebesverhältnisse wiesen die Gespräche Platons auf. Die Verliebtheit zwischen Mann und Knabe zeige sich dort etwa 'n der Form, wie wir sie zwischen Backfisch und Primaner ennten. Diese Verhältnisse böten ein getreues Abbild der ersten reinen, himmelhoch jauchzenden Liebesgefühle zwischen Jüngling und Mädchen unserer Zeit.

Driesmans fährt dann fort: Für den modernen Menschen sei es schwer, sich in die Empfindungsweise der alten Griechen zu versetzen. Eine „Jugendblüte“, wie diese sich ihrer erfreuten, kennten wir nicht. Der griechische Jüngling müsse eine Anmut in der Formenbildung und eine blühende Körperfrische besessen haben, von der uns nur ein schönes Mädchen unserer Tage eine schwache Vorstellung geben könne. Die blasse, schwächliche selbst in ihren gelungensten Exemplaren unharmonisch gebaute, entweder zu magere oder zu feiste Jugend von heute könne uns nicht entfernt ahnen lassen, was die

Griechen unter einem schönen, „blühenden“ Knaben verstanden hätten. Für das Umschwärmen eines solchen Knaben fehle uns das Verständnis. Immerhin sei aber auch heute die Knabenliebe nicht völlig ausgestorben und die härtesten gesetzlichen Bestimmungen hätten sie nicht auszurotten vermocht. Merkwürdig sei es, dass man sie vorzugsweise bei hochbegabten, genial veranlagten, also den Griechen in gewissem Sinne verwandten Naturen fände. Das Genie besitze eine entschiedene Neigung zu seinem eigenen Geschlecht.

Driesmans glaubt dann diese Neigung auf das Harmoniegefühl zurückführen zu müssen, welches von dem sexuell unentschiedenen oder dem sexuellen Gleichgewichtszustand, in dem die Geschlechter noch embryonaler ineinander verschlungen seien, mehr angesprochen werde, als von dem charakteristisch ausgeprägten, vollentwickelten Geschlechtswesen. Driesmans schliesst dann wörtlich: „Wir halten es daher für ungerechtfertigt, eine solche Empfindungsweise durchaus für dekadent und pervers zu erklären. Sie kann freilich entarten, ebenso gut wie die Frauenliebe. So geschah es in der späteren griechischen Zeit. Aber wer dürfte die Zeitgenossen des Aeschylos und Sophokles dekadent und pervers nennen? Ihre sexuelle Empfindungsweise lag tief in ihrer Natur begründet und will aus dieser erklärt und verstanden, nicht nach unseren moralischen Kategorien beurteilt sein.“

Der kleine, aber schöne und gedankenreiche Aufsatz von Driesmans schien mir wert, ausführlich wiedergegeben zu werden. Doch kann ich ihm nicht in allen Punkten beistimmen. Ich möchte bezweifeln, dass ein so grosser Unterschied in der Körperbildung und der Ausprägung der Geschlechtsmerkmale zwischen uns und den Griechen besteht, wie dies Driesmans behauptet. Der Zeitraum, der uns von ihnen trennt, dürfte doch ein relativ zu geringer sein, um derartige tiefgreifende anthropologische Aenderungen hervorzubringen. Allerdings erblicke auch ich zwischen der bisexuellen Uranlage des Menschen und der konträren Sexualempfindung einen direkten Zusammenhang, welcher oft sich auch in dem äusseren Gesamthabitus ausprägt, bei vielen Homosexuellen bildet aber die konträre Gefühlsanlage das alleinige feststellbare weibliche Element ihrer Natur.

Die mannweibliche Darstellung der Götter ist wohl hauptsächlich lediglich auf das von Driesmans hervorgehobene Harmoniegefühl der Griechen zurückzuführen, welches ihnen den Idealtypus in der Vereinigung und Vermischung der jedem Geschlecht zukommenden Vorzüge zeigte.

Was das von den Griechen bevorzugte Alter anlangt, so erstreckte sich dasselbe wohl über das 15. Jahr hinaus, etwa bis zum 20. Der Ausdruck nötig ist nicht als Knabe, sondern Jüngling zu verstehen; dabei ist zu berücksichtigen, dass die körperliche Entwicklung des griechischen Jünglings eine frühzeitigere war als bei uns. Uebrigens kommen auch bei den Alten Liebesbündnisse zwischen völlig Erwachsenen und Grossjährigen vor.

Die Bemerkung gegen Schluss des Aufsatzes, dass wir heute eine Jugendblüte bei Jünglingen wie 'die, für welche die Griechen schwärmten, nicht kennen und dass nur ein schönes Mädchen einen Begriff davon geben könne, verwundert etwas: denn nach Ansicht Kunstsachverständiger ist vom ästhetischen Standpunkt aus der Mann und speziell der Jüngling dem Weibe überlegen, mindestens aber gleichwertig; in dem Jüngling vom 16. bis 20. Jahr findet sich auch heute durchschnittlich ein höheres, jedenfalls gleiches Mass von körperlicher Schönheit und Jugendblüte als bei den Mädchen des gleichen Alters.

3) **Eekhoud**, Georges: „Chronique de Bruxelles“ im „Mercure de France“, Juni, December 1900, Januar und März 1901.

Chronik vom Juni: Eekhoud führt einige in Deutschland erschienene homosexuelle Werke an, insbesondere die bei Spobr veröffentlichten, worunter er namentlich „Eros und die Kunst“, „diese herrliche historische und ethische Studie von Frey“ und das „von hoher Eigenart zeugende“ „Problem der Ethik“ von Wächter hervorhebt; er berichtet über die Petition und erwähnt das Jahrbuch, bei welchem er auf die Antworten der Priester hauptsächlich hinweist.

Zur Widerlegung gewisser aus seinem Boman von der Anklagebehörde gezogenen Schlüsse beruft sich Eekhoud auf Goethe's „Wilhelm Meister“, aus dem er die unten im zweiten Abschnitt angegebene homosexuell angehauchte Stelle zwischen dem jungen Goethe und dem Fischerknaben zitiert, ferner auf Tolstoi's „Auferstehung“, wo ebenfalls Küsse auf den Mund zwischen zwei Männern (die Szene in der Neujahrsnacht) vorkämen, ohne dass man deshalb an Päderastie denke.

Chronik vom Dezember: Bericht über den Verlauf der Hauptverhandlung seines Prozesses.

Chronik vom Januar 1901: Mitteilung verschiedener Interviews einer Anzahl Schriftsteller über die homosexuelle Frage und das Recht des Romanschriftstellers, sie zu behandeln. Zunächst erklärt Eekhoud selber den Zweck seines Buches: „Er habe das Mitleid nicht auf einen lasterhaften, sondern einen von Natur aus homosexuellen Menschen lenken wollen“ und giebt dann einige Stellen aus Krafft-Ebings Einleitung zu Molls „konträrer Sexualempfindung“ wieder.

Er führt die Auffassung seines Yertheidigers, des Schriftstellers und Rechtsanwalts Edmond Picard an, der einen scharfen Unterschied macht zwischen grobsinnlicher Päderastie und der innigen leidenschaftlichen Freundschaft gewisser hochbegabter Männer, die man in der Litteratur- und Kulturgeschichte häufig anträfe.

Der Dichter Giraud will dem Schriftsteller das Studium jeder Leidenschaft gestatten, die Gesinnung mache Alles aus.

Der hoch bedeutende belgische Dichter Verhaeren betont, „Eekhoud habe sich durchaus in seinem Recht befunden, da er kühne, grossartige, erschütternde, heroische Persönlichkeiten dargestellt habe, ja heroische, denn Hehl wart gehöre zu den Leuten, die für das stürben, was sie für schön hielten. Es handelte sich um eine Leidenschaft, d. h. um die dem Herzen eingepflanzte Begierde, deshalb verstehe er die Bezeichnung „widernatürlich“ nicht. Der Künstler dürfe jede Leidenschaft schildern, ohne Rücksicht, ob diese Leidenschaft für die Gesellschaft schädlich sei oder nicht, sonst müsste man auch Shakespeare und Moliöre verpönen.“

Chronik vom März 1901: Eekhoud berichtet weiter über die Umfrage, welche die Zeitung „Le Peuple“ über das homosexuelle Problem und das Recht, es zu behandeln, angestellt hatte, und führt insbesondere die Ansicht eines bekannten belgischen Romanschriftstellers, Eugen Demolder, an. Demolder tritt mit Wärme für das Recht des Schriftstellers ein, homosexuelles Empfinden darstellen zu dürfen. Er erinnert an die häufigen derartigen Schilderungen in der antiken Litteratur. Der Uranismus sei im Altertume eine anerkannte und geübte Leidenschaft gewesen, vielleicht noch intensiver habe er stets im Orient existiert. Auch in Europa sei er heute nicht verschwunden. Früher, im Altertum und in der Renaissancezeit, habe ein homosexueller Geisteszustand keinen Makel nach sich gezogen. Bei uns würden die Uranier als moralisch Verpestete behandelt. Und doch seien sie nicht

Herren ihres Geistes, ihrer Physiologie. Wie früher befänden sich unter ihnen Künstler und Könige, Denker und Priester. In Mitten einer sie verdammenden Welt kämpften sie mit ihrer Natur, mit dem in ihren Adern fließenden seltsamen Blut, mit ihren eigenartigen Trieben, die ihre Seele aufwühlten. Es heisst dann wörtlich: „Sie kämpfen, manchmal unterliegen sie, und oft müssen sie büssen. Und mit diesem so eigenartigen, so intensiven, so fürchterlichen Drama sollte sich ein Schriftsteller nicht beschäftigen dürfen? . . . Verurteilt dann Racine, weil er in „Phèdre“ mit wunderbaren Versen den Incest besungen! Verurteilt Balzac wegen seiner „Fille aux yeux d’or“, wo er das Herz der Frauen blosslegt, die sich untereinander lieben! Und verurteilt Balzac, weil er die Liebe Vautrin’s zu Lucien de Rubempré dargestellt hat! Alles, was menschlich ist, gehört zum Gebiet der Litteratur, und Niemand hat das Recht, dies Feld zu beschränken.“ Demolder hebt dann eine grosse Anzahl bedeutender Uranier aus Geschichte und Litteratur hervor. — In der gleichen „Chronique“ bespricht dann Eekhoud eingehend Kupffer’s: „Lieblingsminne und Freundesliebe“, dessen Wert und Bedeutung er rühmend anerkennt.

Die Chroniken sind, wie überhaupt Alles, was aus Eekhouds Feder kommt, mit dem diesem Schriftsteller eigenen Künstlertemperament und charakteristischen Schwung geschrieben.

4) **Förster-Nietzsche**, Frau Elisabeth: „Friedrich Nietzsche über Weib, Liebe und Ehe“ in der „Neuen deutschen Rundschau“, Oktoberheft 1899.

Nach den Ausführungen von Frau Förster-Nietzsche über das Verhältnis ihres Bruders zum Weib, in welchem die Geschlechtsliebe zu fehlen scheint, lässt sie sich, wie folgt, über die Gefühle Nietzsches für seine Freunde aus:

„Auch darf man nicht vergessen, dass seine Ideale und seine Freunde einen ungewöhnlich grossen Teil seiner innigen Gefühle in Anspruch nahmen. Von Richard Wagner und seiner Musik schreibt er im August 1896: „Meine einzige Liebschaft, wenn man mir glauben will,“ und für die Gefühle seinen Freunden gegenüber hat er immer die ergreifendsten Worte gefunden, wie denn überhaupt die Freundschaft in seinem Leben den höchsten Rang eingenommen hat. Er fasst einmal seine Empfindungen in die Worte zusammen; „Ja, wenn man keine Freunde hätte! Ob man’s noch aushielte? ausgehalten hätte? Dubito.“ Mein Bruder kannte noch jene höchste Form edelster Männerfreundschaft, die das Altertum verklärt hat.

Der unnatürliche Charakter indessen, den diese Freundschaft damals zuweilen annahm, war ihm, wie alle Unnatur, aufs Tiefste zuwider. Er schreibt über Freundschaft und Liebe:

„Das Altertum hat die Freundschaft tief und stark ausgelebt, ausgedacht und fast mit sich ins Grab gelegt. Dies ist sein Vorzug vor uns. Dagegen haben wir die idealisierte Geschlechtsliebe aufzuweisen. Alle grossen Tüchtigkeiten der antiken Menschen hatten darin ihren Halt, dass Mann neben Mann stand, und dass nicht ein Weib den Anspruch machen durfte, das Nächste, Höchste, ja Einzige seiner Liebe zu sein — wie die Passion zu empfinden lehrt.“

Ich möchte ausdrücklich betonen, dass ich, entgegen der Auffassung vieler Homosexuellen, Nietzsche nicht für einen Konträrsexuellen halte. Jedenfalls ist bis jetzt ein homosexuelles Gefühl bei ihm nicht erwiesen; die Briefe an seine Freunde verraten lediglich schwärmerische Freundschaft, dagegen lassen Briefe an Frau L. O. (in dem ersten Band der veröffentlichten Briefe) auf eine Neigung anderer

Natur schliessen; wie ich privaten Mitteilungen Bekannter dieser Dame entnehme, soll Nietzsche thatsächlich eine heftige Leidenschaft für Frau O. empfunden haben.

5) **Hart**, Julius: „Platens Tagebücher“, besprochen im „Litterarischen Echo“ (Herausgeber Dr. Ettliger, Berlin) Heft 24, Nr. vom 15. September 1900.

Die vertrautesten Freunde Platens hätten mit Besorgnis der Veröffentlichung seiner Tagebücher entgegengesehen. Man habe es für bedenklich gehalten, die Mysterien aus dem Leben des Dichters der grossen Menge preiszugeben, die verständnislos den dunklen Spielen der Natur gegenüberstehe. Um so verdienstvoller sei die Herausgabe der Tagebücher. In ihnen habe sich Platen ganz unverhüllt geoffenbart. Derartige Selbstbekenntnisse seien von grösstem Kulturwert.

Immer und immer wieder spräche der Dichter in seinem Tagebuch von dem, was ihn ganz erfülle. Die Gefühle, welche Heine dem Dichter in gehässiger Weise vorgeworfen, habe Platen thatsächlich empfunden, wenn auch in viel edlerer und höherer Form, als Heine angenommen. Das Tagebuch zeige, wie tief und leidenschaftlich die Männerliebe Platen bewegt habe. In diesem Gefühl wurzle auch Platens Kunstwert. Das Eigenartige, Besondere, Persönliche der Platenschen Muse hänge mit seinem Eros zusammen.

Für die psychophysische Erkenntnis des Dichters habe dieser Eros die höchste Bedeutung, aber auch für das Verständniss der Männerliebe überhaupt, namentlich da die Bekenntnisse gerade von einer „kranken* Seele, einem mitten in diesen Gefühlen Darinstehenden ausgingen.

Heute werde die mit dem unsinnigsten der Worte als „widernatürlich“ bezeichnete Liebe Platens verpönt, verfolgt und bestraft. Die Vorurteile würden leider auch die Tagebücher Platens nicht zerstören, aber wer erkannt habe, wie alle Moral im Verstehen der Natur wurzle, würde auch unbefangen über ein Gefühls- und Triebleben urteilen, das noch so viel Geheimnisvolles in sich berge und nach aller unserer Naturauffassung für den Organismus irgendwie von Wert und Bedeutung sein müsse.

Für den Arzt wäre Platen allerdings „schwer belastet“ und weit entfernt vom „Normalmenschen“. Der bedeutende Mensch sei aber krank, und Krankheit gehöre im gewissen Sinne zum Wesen des genialen Menschen, wobei dann freilich der Begriff der Krankheit sich in denjenigen der höheren Gesundheit umkehre.

Bei Platen sei viel Gedrücktes, viel Misshmut, Klagen, Jammern und Selbstpeinigung zu finden. In seinem Charakter läge etwas Unmännliches, mehr Weibliches, ja Weibisches, etwas Widerspenstiges und Zerfahrenes, Launenhaftes und Uebertriebenes. Man begegne bei ihm vielen Widersprüchen, oft einem plötzlichen Umschlag in seinen Gefühlen, einer zwar feinen Empfindung, die aber von Empfindlichkeit und Empfindsamkeit unzertrennlich sei.

Sein starkes Liebesbedürfnis werde daher nur zu leicht verletzt. Er taue nicht für die reale Welt, flüchte sich in sein Inneres und suche in seinem Ideen- und Phantasieleben sein Glück. Deshalb habe seine Dichtung auch den Charakter einer Phantasiedichtung. Ein ausgeprägter, phantastischer, idealistischer, spiritualistischer Zug zeichne auch seine erotischen Neigungen aus, etwas von der Vergeistigung der platonischen Liebe. In den Personen, die er liebe, liebe er im Grunde genommen Geschöpfe seiner Einbildungskraft, Schemen, Idealgestalten seines Innern. Allem Anscheine nach habe er seine recht harmlosen Jünglinge für begnadete Wesen gehalten. Er habe glühende

Leidenschaft für Jünglinge, die er nicht näher gekannt, empfunden. Dabei habe jede derartige Liebe mit Enttäuschung bei der ersten Bekanntschaft geendet. Seine Liebe trage ein stark intellectuelles Gepräge, er suche Freunde von geistigem Adel und hoher Bildung. Da er von zarter Moralität gewesen, sei er mit seinen Neigungen in Zwiespalt gerathen, dem unausrottbaren Trieb habe er aber nicht entrinnen können. Bald klage er sich an, bald entschuldige er sich. Seine Lebensaufgabe sei es gewesen, seine Neigung zu vergeistigen, der Welt der Sinnlichkeit sei er abgestorben für die Welt der Abstraktion. Das Bild, das Platens physischer Organismus darbiete, sei auch in seinem Kunstwerk zu beobachten. Auch in diesem seien decadente Erscheinungen nachweisbar. Ueberreizter Subjektivismus, Unfähigkeit zu leben, Flucht aus der Wirklichkeitswelt in eine Ideen- und Schattenwelt fänden sich viel in seiner Kunst. Was bei den heutigen Decadenten sich zur Blüte entfaltet[^] sei bei Platen im Keim vorhanden.

Der verständnisvolle, feinsinnige und schöne Aufsatz von Hart gehört mit zum Besten, was über Platens Homosexualität und seine Tagebücher geschrieben worden ist. Im wohlthuenden Gegensatz zu Andern (wie z. B. Karl Busse: Blätter für litterarische Unterhaltung vom 13. Mai 1897)^{*)**}), welche trotz der beredten Sprache der

*) Z. vgl. die Entgegnung auf diesen Artikel von Numa Praetorius: Die Tagebücher des Grafen Platen in Brand's „Eigenen“, Juli 1898, Heft I; z. vgl. auch der treffliche Aufsatz im I. Jahrbuch von Ludwig Frey.

**) Wenig verständnisvoll drückt sich auch aus ein gewisser Dr. Harry Maync in der „Gesellschaft“ von Conrad, 2. Januar Tagebücher noch die Natur von Platens Neigung zu verdunkeln suchen, wird Hart dem Wesen der Platenschen Gefühle und ihrer Bedeutung für seine ganze Persönlichkeit gerecht, ohne die lächerliche Furcht, dadurch Anstoss zu erregen oder Platen dadurch zu verkleinern.

7) **Herman, G.:** »Genesis“ oder »Das Gesetz der Zeugung,“ (Leipzig, Verlag von Arwed Strauch. 4 Bändchen, Bd. 1—3 1899, Bd. 4 1900.

In dem Band I »Sexualismus und Generation“, Beiträge zur Sexual-Physiologie, wird in Kapitel IV, bei der Besprechung des von Moll unterschiedenen Kontrektations- und Detumescenztriebes, der sexuelle Trieb überhaupt und insbesondere auch der Uranismus aus einem bei dem Menschen angeblich vorhandenen Gesetz sexueller Polarität erklärt. Mit Beichenbach nimmt Herman an, dass der menschliche Körper ein Magnet sei, der polare Gegensätze aufweise. Die polarische Anziehung erzeuge in erster Linie die Kontrektation. Beim Nahen der gegenpoligen Person werde das Annäherungsbegehren als eine Lust, zu umarmen oder umarmt zu werden, empfunden. Bei keuschen Naturen brauche der Kontrektationstrieb gar nicht mit dem Detumescenztrieb zusammenzufallen. Die Berührung des geliebten Gegenstandes genüge, die psychophysische Spannung auszulösen. (Letzteres ist allerdings bei einer gewissen Klasse von Urningen der Fall, die durch blosse Küsse und Umarmungen schon befriedigt werden. Bern. v. N. Pr.)

In Band IV „Animismus und Regeneration“, »Unter heft 1901, S. 123: Es heisst dort: Er ist ein unglückseliger Mensch, der sich mit dem Leben nicht abfinden konnte und auf böse Irrwege gerieth. (!) Das Schlimmste war seine berüchtigte Erhitzung mit schönen Jünglingen. In den Tagebüchern ist die offene Darlegung dieser heiklen Dinge, weit entfernt, den Dichter noch mehr zu belasten, nur dazu geeignet, ihn in unseren Augen, wenn auch nicht zu reinigen, so doch zu entschuldigen. Suchungen über Sexual-Spiritismus“, berührt Herman gleichfalls die Homosexualität. Dieser IV. Band enthält eine Darstellung des philosophischen und mystischen Kernes gewisser Sagen, Systeme und Religionen, eine

Erörterung des modernen Okkultismus und Spiritismus, nebst wissenschaftlichen Erklärungsversuchen, sowie eine Entwicklung verschiedener Theorien über das Ich, die Seele, deren Prae- und Postexistenz, über die Möglichkeit der objektiven Ausstrahlung der Psyche, und namentlich die Darlegung der sog. Inschau, d. h. der Fähigkeit gewisser Medien, sich in ein Doppel-Ich zu spalten, die exteriorisierte Psyche wahrzunehmen und die Vorgänge des Seelenlebens zu schauen.

Diese Inschauexperimente seien besonders wertvoll für die Erforschung der sexuellen Probleme, namentlich auch der Homosexualität.

Die Inschauversuche ergäben drei Gattungen von Homosexualität: Erstens die Bisexuellen, welche bei dem normalen Geschlechtswechsel teilweise in Indifferenz blieben und den embryonalen Zwitterzustand noch besäßen — männlicher Körper mit weiblicher Psyche oder umgekehrt; — zweitens die Asexuellen, bei denen die Polaritätsspannung so schwach sei, dass sie kaum empfunden würde; drittens endlich die Supraseduellen, welche das Geschlecht überwunden hätten oder überwunden zu haben vorgäben. Der historische Beweis scheine für Buddha und Christus erbracht; für die Platoniker alter und neuer Zeit aber fraglich. (S. 225 und 226.)

(Bei den Asexuellen und Supraseduellen von Homosexuellen zu sprechen, halte ich für unrichtig und verwirrend. Bern. v. N. Pr.)

S. 232 behauptet Herman, dass bei Inschauversuchen die Personifikation der Ich-Radien nach den Polen der Aussenwelt meist konträrsexuelle Züge trage. Den weiblichen Somnambulen erscheine der Schutzengel (sein Doppel-Ich) als Mann und umgekehrt. Wo dies nicht zuträfe, sei auf eine sexuelle Anomalie zu schliessen: Soz. B. sei ein männlicher Somnambule, der seinen Doppelgänger immer als jungen, schönen Mann gesehen habe sind Urning gewesen.

S. 241 wird dann zusammenfassend darauf hingewiesen, dass die Natur weibliche, männliche und androgyne Individuen hervorbringe. Nach den Inschau-Befunden sei jedes Einzelego an sich androgyn, also Zwitter. Ein jeder Mensch sei in den ersten Monaten seines Aufenthaltes im Mutterleib scheinbar androgyn und in anormalen Fällen werde diese Zweigeschlechtlichkeit mangels genügender Differenzationskraft zu einer thatsächlichen Herman denkt in erster Linie an physisches Zwittertum,, aber das Gesagte findet ebenso Anwendung auf die Homosexualität.

Die Ausführungen Hermans über die Inschau bieten ein sehr grosses Interesse. Inwieweit diese Experimente wirklich wissenschaftlichen Wert beanspruchen dürfen und insbesondere, inwieweit sie für das Studium der Homosexualität von Bedeutung sein können, vermag ich bei meiner mangelnden theoretischen Kenntnis und praktischen Erfahrung auf dem Gebiet des Okkultismus, Spiritismus und der psychometrischen Psychologie nicht zu beurteilen,

7) **Kaufmann**, Max: Besprechung von Kupffers „Lieblingsminne und Freundesliebe“ in der „Gesellschaft“, 1. Dezemberheft 1900: S. 323—324.

Man dürfe nicht sensationelle Erotik in der Sammlung Kupffers suchen; sie bilde einen wertvollen Beitrag zur Kultur- und Literaturgeschichte, der freilich vom Standpunkte des geeichten Normalphilisters, wohl auch des orthodoxen Litteraturmenschen mit Kopfschütteln und Widerspruch gelesen würde. Kaufmann hebt dann hervor, dass das Vorurteil gegen die gleichgeschlechtliche Liebe so alt wie das Christentum sei und sich aus dem Hass gegen alles „Heidnische“ erkläre, denn die Lieblingsminne stelle einen nicht unwesentlichen Bestandteil antiker Moral und Sitte dar. Das

Christentum bedeute Negierung, Tötung des Fleisches, daher die Verfolgung der Homosexualität. Den gleichen Standpunkt habe auch die Gesetzgebung eingenommen.

Hierauf führt der Kritiker die hauptsächlichsten im der Sammlung vertretenen Dichter an, mit guter Charakteristik, namentlich die modernen. Er schliesst mit uneingeschränktem Lob über das „der grössten Beachtung werthe Werk“. An diese Besprechung anschliessend hat in einer kurzen Nachschrift der (im Dezember 1900) der Litteratur allzufrüh entrissene Herausgeber der „Gesellschaft“, Jacobowsky, bemerkt: Er könne das Urteil des Referenten (Kaufmanns) nicht teilen. Im Uebereifer, möglichst viele Namen für das Buch zu reklamieren, habe der Verfasser sich schwere Verfehlungen zu Schulden kommen lassen, die das Verdienstliche und Unbefangene seiner Sammlung bedenklich schmälerten. Einen Goethe hier einzureihen, weil der „Erlkönig“ die Zeile enthält: „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt“, sei eine Lächerlichkeit, und Christus anzuführen, weil es in Joh. 15 heisst: „Es war aber einer unter seinen Jüngern, der zu Tisch lag an der Brust Jesu, welchen Jesus lieb hatte“, sei eine grobe Taktlosigkeit. „Es liesse sich noch vieles anführen.“

Auch ich möchte die Deutung des Erlkönigs im Sinne von Kupffer's nicht teilen, ebenso hätte ich lieber das Verhältnis von Jesus zu Johannes nicht erwähnt und zwar aus den verschiedensten Gründen, namentlich aber, weil nur auf Grund eingehender theologischer Studien und genauer Quellenkenntnis ein Urteil über dasselbe möglich sein dürfte.

Dagegen übertreibt Jacobowski mit den Worten: „Es liesse sich noch vieles anführen“. Lediglich anwenigen Stellen können Zweifel auftreten darüber, ob wirklich homosexuelle Empfindungen im Spiele sind. Deshalb gehören sie aber trotzdem fast alle in die Sammlung, •weil sie wenigstens die Freundesliebe behandeln und Ktipffer nicht nur die Lieblingsminne aufnehmen wollte. Wie ich über diese Unterscheidung und Zusammensetzungen Sammlung denke, darüber spreche ich mich weiter unten (Nr. 9) aus.

-8) **Kaufmann**, Max: „Heine und Platen“. Eine Revision ihrer litterarischen Prozessakten in den Züricher Discussionen n. Flugblätter aus dem Gesamtgebiet des modernen Lebens. N. 16—17. (Zürich 1899).

Zunächst eine allgemeine Verurteilung der Kampfweise Heines gegenüber Platen. Heute würde eine Polemik, welche die sexuellen Neigungen eines Künstlers in die Kritik seiner Werke hereinzöge, unbedingt verworfen werden. Aus der Homosexualität eines Dichters auf schlechte Verse zu schliessen, sei heute undenkbar. Eine Anzahl homosexueller oder weiblich veranlagter Schriftsteller hätte gerade die moderne Litteratur mit neuen Gefühlsnüancen bereichert. Die Heterosexualität sei allerdings das grosse Gesetz der Fortpflanzung und der menschlichen Ordnung; die Natur kenne aber auch andere Fortpflanzungsmöglichkeiten und überhaupt Wesen, die sich gar nicht fortpflanzten, wie die Arbeits-Bienen, die nur Honig und Waben schüfen, nur Geist und Aesthetik konstruieren. Sollte es nicht Menschen geben auf künstlerischem, ästhetischem Gebiet, die rein geistig erzeugten und nur ästhetische Werke den Mitmenschen darböten? Derartige sensible, hoch geistig veranlagte Naturen dürfe man aber nicht wegen des in ihnen unabänderlich wirkenden Gesetzes ihren roheren Brüdern zur Knebelung übergeben und hinter Gefängnismauern einsperren.

Hierauf giebt Kaufmann einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs seit Carpazow und einen solchen über die wissenschaftliche

homosexuelle Forschung seit Casper unter Erwähnung einiger umischer belletristischer Erzeugnisse. Dieser ganze Abschnitt bringt nur Allbekanntes.

Folgt hierauf eine Darstellung des bekannten Streites zwischen Heine und Platen, worauf Kaufmann untersucht, ob Platen wirklich homosexuell war. Nach Wiedergabe der Ansicht verschiedener Schriftsteller über Platens Homosexualität erblickt Verfasser (und mit Recht) die unumstößlichsten Beweise für des Dichters konträre Sexualempfindung in den Selbstbekenntnissen seiner Tagebücher. Aus den letzteren wird eine Anzahl charakteristischer Stellen wiedergegeben. Gegen Schluss wird dann noch aus Platens Liebe folgende Verallgemeinerung gezogen: „Was auch hier wieder mit voller Evidenz hervorgeht, ist die, auch in Krafft-Ebings autobiographischen Mitteilungen von Urningen bestätigte Thatsache, dass, im Gegensatz zur heterosexuellen Liebe zwischen Mann und Weib, die sympathische Neigung unter Homosexuellen in der übergrossen Mehrzahl der Fälle eine in der Psyche steckenbleibende, dem quietistischen Charakter des Urnings entsprechende, sich passiv und reserviert verhaltende, nicht oder nur selten zum Sinnlichen und Motorischen vordringende Seelenerschütterung darstellt und dass dies insbesondere bei Platen der Fall war.“

Diese letzteren Sätze sind, was Platen anbelangt, insofern richtig, als seine Liebe keine brutal sinnliche war, vielmehr eine ideale, schwärmerische, deshalb fehlte ihr aber keineswegs das sinnliche Moment, wie dies überall in den Bekenntnissen deutlich hervortritt. Wenn Platen vor dem Gedanken gleichgeschlechtlichen Genusses zurückschreckte, so ist dies nicht auf seinen Mangel an .Sinnlichkeit zurückzuführen, sondern weil der Dichter bei der damaligen Unkenntnis der Wissenschaft über das Wesen der Homosexualität, bei den bestehenden Vorurteilen, in denen er selbst befangen war, und bei seiner fein besaiteten Seele sich selbst als einen Verbrecher hätte verurteilen müssen, falls er seinen Trieben nachgegeben hätte, mochte er noch so sehr die [Eigenart seiner Gefühle vor sich selbst verantworten, sodann aber, weil Platen niemals einen seiner würdigen, verständnisvollen Geliebten gefunden hat und die feile Liebe verschmähte.

Muss man es schon als unrichtig bezeichnen, Platen die Sinnlichkeit abzusprechen, so ist es noch weniger zutreffend, Derartiges von den Urningen ira Allgemeinen zu behaupten, da Viele gerade einen besonders starken und gebieterischen Geschlechtstrieb aufweisen.

Auch die zu Beginn des Aufsatzes gemachten Ausführungen bedürfen der Berichtigung, wonach die Homosexuellen gleichsam die feineren, edleren Naturen im Gegensatz zu ihren heterosexuellen Brüdern sein sollen. Man hüte sich, von einem Extrem in das andere zu fallen. So haltlos das bisherige Verdammungsurteil über die gleichgeschlechtliche Liebe, so ungerechtfertigt und grausam das die Homosexualität bestrafende Gesetz erscheint, so übertrieben ist es andererseits, die Urninge als die höheren, geistigeren Menschen zu preisen. Die ideale Anlage, der schöne Charakter, die natürliche Begabung für Kunst und Poesie vieler Konträren ist nicht zu leugnen, ebensowenig, dass eine nicht unbedeutende Anzahl Geistesheroen Urninge waren. Deshalb sind aber die edleren oder bedeutenderen Homosexuellen doch nur die Ausnahme, wie die besseren oder hervorragenderen Menschen überhaupt.

9) **Kupffer**, Elisar von: „Lieblingsminne und Freundesliebe in der Weltliteratur“ (mit einer ethisch-politischen Einleitung). Verlag: S. Dyck, Eberswalde.

Die der Sammlung vorangehende gedankenreiche und von idealem Streben enüllte Einleitung ist im vorigen Jahrbuch besprochen und gewürdigt worden. Die Sammlung selbst besteht aus der

Zusammenstellung einer Anzahl von Gedichten, Prosabuchstücken, Briefen u. s. w. aus der Weltliteratur in deutscher Sprache. Die meisten dieser Schöpfungen haben die homosexuelle Liebe — Lieblingsminne, wie sie Kupffer nennt — zum Gegenstände, nur einige wenige bloss schwärmerische Freundschaft, — Freundschaftsliebe. —

In einem Anhang sind typische Aeusserungen und Berichte namentlich aus Werken der Antike über homosexuelle berühmte Männer wiedergegeben, sowie Nachträge von Gedichten und sonstigen litterarischen Erzeugnissen homosexuellen Inhalts einiger moderner Geistesheroen (Friedrich des Grossen, Goethe, Winckelmann usw.), ferner ein Buchstück aus einem japanischen Roman.

In der Sammlung sind folgende Dichter und Schriftsteller vertreten:

1. Hebräer: König David (Klage um Jonathan).
2. Griechen: Archilochos, Mimnermos, Theognis, Ibykos, Simonides, Anakreon, Pindar, Bacchylides, Plato, Kallimachos, Theocrit, Meleager, Plutarch, Xenophon, Parthenios, Achilleus Tatios.
3. Römer: Catull, Yergil, Horaz, Tibull, Ovid, Martial, Lucian, Aelian, Konstantinos.
4. Orientalen: Ibn at Tubi, Al Motamid, Abu Mohammed von Basra, Moslicheddin Sadi, Hafis, Ibn Chaldun.
5. Italiener: Michel Angelo, Giovanni della Casa.
6. Spanier: Garcilaso de la Yega, Zorilla.
7. Franzosen: Montaigne, Flaubert, Verlaine, Loti.
8. Engländer: Marlowe, Shakespeare, Byron,
Schwinburne.
9. Russen: Lermontow.
10. Deutsche: Friedrich der Grosse, Winckelmann Herder, Goethe, Schiller, Hölderlin, Rückert, Grillparzer, Platen, Taylor, Wilbrandt, Graf Stadion, Ludwig II., Bulthaupt, Linke, Kitir, v. Levetzow, von Mayer, Brand, von Kupffer.

Bei allen diesen Dichtern wird die Lieblingsminne als natürliches Liebesgefühl empfunden und dargestellt. Bei den Griechen tritt es mehr mit naivem Wohlbehagen an der jugendlichen männlichen Schönheit auf, mit dem Streben, das Geschlechtlich-Sinnliche durch das ästhetische Empfinden zu verklären, bis bei Plato und Sokrates mit der Identifizierung des Guten und Schönen die mann-männliche Liebe als die Liebe zum schöneren physischen und geistigen Objekt, als die Lehrmeisterin und Erzieherin zu allem psychisch Schönen und Guten, als die bessere, edlere Liebe erscheint.

Den Römern gilt die Lieblingsminne mehr als notwendiges Stück heiteren Lebensgenusses, sie suchen mehr in ihr die freudige Sinnlichkeit, oft ohne tiefere Leidenschaft oder diese versteckt, unter tändelnder Liebelei.

Die Orientalen schlagen ergreifende Töne tiefempfundenen Gefühls an, kleiden ihre Leidenschaft in die Pracht orientalischen Bilderreichtums.

Alle diese Dichter, — die Antiken und die Orientalen — besingen die Lieblingsminne ohne Scheu und ohne Zagen als die der normalen Liebe gleichberechtigte, ja als die hehrere Neigung. Den Dichtern des Mittelalters fehlt die schöne Unbefangenheit

Unter dem Deckmantel des Wortes Freundschaft suchen sie ihr wahres Gefühl zu verbergen, aber die Glut des Empfindens dringt durch, verrät die Liebe eines Michelangelo, eines Shakespeare in ihren schwärmerischen erotischen Ergüssen.

Die zurückgedrängte Sinnlichkeit wird vergeistigt, verleiht ihren Dichtungen einen exaltiert idealistischen Zug, zugleich aber einen Adel der Gesinnung und eine Tiefe des Empfindens, die den früheren Dichtern unbekannt waren und kaum bei den Dichtern der Frauenliebe in gleicher Vollendung zu finden sind.

Nachdem der heterosexuelle Göthe, der Weitblickende Allverstehende, Winckelmann, der homosexuelle Idealtypus, mehr die äussere Schönheit betont und die Rückkehr zum reinen Griechentum angebahnt, wird bei den Modernen und Modernsten das homosexuelle Gefühl frei und offen als Liebe gepriesen und besungen unter dem Druck des Märtyrer- und Pariaabewusstseins, zugleich aber mit einem gewissen Trotz und kampfeslustigem Auflehnen gegen Vorurteile und Verfolgungen.

Trotz der Verschiedenheit der Ausdrucksweise und der Gefühlsäusserungen ist der Gesamteindruck und der Inhalt der Sammlung ein durchaus einheitlicher. Ueberall zeigt sich die Homosexualität als der Ausfluss des ureigensten Wesens der Persönlichkeit mit urwüchsiger Spontaneität.

Die Dichter sind eben der Wissenschaft vorausgeeilt und haben das, was diese jetzt langsam festzustellen beginnt, um durch ihre Ergebnisse allmählig das Märchen des Lasterlebens und der strafbaren Widernatürlichkeit zu zerstören, schon längst erraten und gefühlt.

Ein Weiteres lehrt aber noch die Sammlung Kupffer's Ueberall, bei den verschiedensten Völkern, hat die mann männliche Liebe eine gleiche Vertiefung und poetische Gestaltung erfahren, überall nimmt sie ein ideales Gepräge an, weist die Fähigkeit nach eines von jeder Gemeinheit und brutalen Sinnlichkeit baren Empfindens. Idealität und Gesundheit des Gefühls sind die charakteristischen Merkmale, mit denen uns die Homosexualität in diesem Spiegel der Wirklichkeit, den Dichtungen, entgegentritt.

Hiermit stellt die Sammlung die von der heutigen Wissenschaft oft übersehene gesunde Form der Homosexualität in den Vordergrund gegenüber den von den Ärzten meistens nur gekannten krankhaften Erscheinungen. Eine weitere Erkenntnis muss sich aber jedem unbefangenen Leser der Sammlung aufdrängen: Dass eine Liebe,

die die Geistesheroen aller Zeiten und Orte, die die deutschen Klassiker, ein Goethe, Schiller, Winckelmann besungen und gepriesen haben, nicht verbrecherisch sein kann.

Die Sammlung Kupffer's hat nicht nur wegen der Frage der Homosexualität Bedeutung, sondern ist überhaupt von hohem literarischen und kulturhistorischen Interesse, gleich wertvoll für den

Philologen, wie für einen jeden gebildeten Laien. Schwer zugängliche, ausländische und antike Dichtungen sind in deutscher Sprache Jedem zugänglich gemacht; Manches ist zum ersten Male übersetzt. Aber auch die Schöpfungen der deutschen Literatur, die meist, wohl absichtlich, von Philologen und Literaturhistorikern im Dunkel gelassen worden sind, wirken überraschend und vielfach wie Neuheiten. Einiges ist überhaupt zum ersten Male veröffentlicht, so z. B. die Klagen Friedrich des Grossen um seinen geliebten Caesarion, Verlaine's *Mille e tre*.

Einen Punkt möchte ich nicht billigen, nämlich den Titel: Lieblingsminne und Freundesliebe, sowie die Aufnahme von Bruchstücken, die keine homosexuellen, sondern lediglich schwärmerische oder innige freundschaftliche Gefühle zum Gegenstand haben. Allerdings kommen Uebergänge von homosexuellen und freundschaftlichen Empfindungen vor und Fälle, wo Zweifel bestehen, welcher Art Gefühle eigentlich vorliegen. Dieser Fälle wegen darf man aber nicht den Begriff Freundesliebe als eine Art homosexueller Liebe einführen. Regelmässig sind beide getrennt und die Homosexuellen unterscheiden sie meist auch ganz genau. Die Urninge haben Freunde, oft sehr intime, gleich wie die Heterosexuellen, für die sie eben nur Freundschaft, aber keine Geschlechtsliebe empfinden. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass die homosexuelle Zuneigung eine brutal sinnliche sein müsse, sie kann vielmehr einen durchaus idealen, geistigen, edlen Charakter an sich tragen und äusserlich nur das Bild der Freundschaft bieten. Der Grundunterschied zwischen einem Verhältnis blosser Freundschaft und einem durch das homosexuelle Empfinden hervorgerufenen, wird aber dem Homosexuellen mehr oder weniger bekannt sein. In der Sammlung sind die Stücke bloss freundschaftlichen Charakters in ganz verschwindender Minderzahl. Der mit der Homosexualität vertraute oder überhaupt der aufmerksame Leser dürfte unschwer herausfühlen, wo die Freundschaft und wo die Minne besungen wird. Die unterschiedslose Aufnahme von Werken beider Gefühlsarten, welche mindestens äusserlich hätte ersichtlich gemacht werden müssen, kann aber nur verwirrend wirken und sogar den Eindruck einer gewissen Tendenz erwecken.

Thatsächlich hat man schon Kupffer vorgeworfen, dass er ohne Grund einer Anzahl Dichtern homosexuelle Empfindungen unterschiebe.*) Trotz des auf die Zusammenstellung verwandten grossen Fleisses wird das eine oder das andere Charakteristische aus der modernen Literatur vermisst, (z. B. von Walt Whitmann, Douglas), und namentlich aus der französischen (z. B. Abel Hermant: *Le disciple aimé*; Gide: *Les nourritures terrestres*; Cladel: *Ompdrailles*). Ein Schriftsteller hätte aber jedenfalls nicht fehlen dürfen: Der Belgier Georges Eekhoud. Wenn bei einer zweiten Auflage Kupffer seine Blütenlese erweitert, so wird er auch zweifellos die im Anhang enthaltenen Gedichte und Bruchstücke dem Hauptteil einfügen, andererseits möge er dann die Berichte über berühmte Männer zu einem selbständigen zweiten Teile verarbeiten. Wünschenswert wäre endlich, dass genau die Werke angegeben würden, aus denen die Bruchstücke und Gedichte entnommen sind.

*) Vergl. oben Nachschrift von Jacobowsky zu der Rezension von Kaufmann. Auch in einer Tageszeitung habe ich einen ähnlichen, versteckten Vorwurf gelesen.

Doch alles das sind nebensächliche Punkte. So wie die Sammlung jetzt erscheint, bildet sie das bedeutendste Ereignis auf dem Gebiet der homosexuellen Literatur des Jahres 1900. Sie füllt eine Lücke aus nicht nur in der homosexuellen Literatur, sondern in der Literaturgeschichte überhaupt und trägt durch das beredte Zeugnis der grössten Geister aller Zeiten zur richtigen Erkenntnis der Homosexualität bei. Möge ihm der verdiente Erfolg und die erhoffte Wirkung zu Teil werden.

10) **Meyer** Heinrich (Göttingen): „Nietzsche, der Frauenfeind“ in der Zeitschrift: „Die Gegenwart“ (Herausgeber Th. Zolling, Berlin) vom 24. Februar 1900.

Nachdem Meyer festgestellt, dass Nietzsche nicht nur ein Frauenfeind war, sondern dass auch jede Liebe zum Weib bei ihm fehlte, fährt er, wie folgt, fort:

„Der Mann, der die Frauenliebe nicht kennt, ist ja nicht überhaupt unfähig zu lieben, nur dass seine ganze Zärtlichkeit und Liebesfülle dem Kinde gilt. Aber da diese Liebe im Kinde doch nicht den Körper will, bedarf es da überhaupt der physischen Zeugung? Genügt da nicht die geistige Vaterschaft, das Verhältnis des Meisters zum Jünger? In der That, weit öfter als vom Kinde redet Nietzsche vom Freunde, als vom grossen Fest des Lebens, der Ahnung des Uebermenschen. An seine „Brüder“ wendet sich Zarathustra, ihnen offenbart er die begierdefreie Selbstlosigkeit echter Liebe, den Seelenreichtum, den der Geliebte nur braucht, um sich seiner eigenen Ueberfülle zu entledigen, die immerfort schenkt, ohne je Gegengabe oder Dank zu verlangen, sich stets hingiebt und doch nie ausgiebt. Nun verstehen wir die seelische Eigenart Nietzsche's; er ist ein Mensch, dessen eigentliche Lebensatmosphäre die platonische Liebe ist. Wir nennen sie so im Gedanken an das verklärte Idealbild, das Plato von seinem Meister Sokrates als dem grössten Virtuosen dieser Liebeskunst entworfen hat — ein Bild, das das Siegel der Wahrheit an sich trägt; denn in ihm zittert noch die volle Glut der Liebe nach, mit der er zuerst geliebt worden ist und die als ihren Abglanz diese Gegenliebe geweckt hat. Diese Liebe war das Vehikel der griechischen Kultur, gewiss ein edleres als unsere Schulen mit allgemeiner Schulpflicht und Normallehrplänen; sie hat nicht zum wenigsten ihrer Blüte den frischen Jugendglanz, den warmen Lebenshauch gegeben.

Aber freilich — das ist die Kehrseite — in dieser nur männlichen Gesellschaft ist die Frau schlimm daran. Sie kann, wie es in Athen der Fall war, nur als Gebärmaschine, höchstens nebenbei als Sklavin Verwendung finden. Wie ein nachgeborener Spätling der Antike erscheint hier Nietzsche!“

Auch Meyer denkt an eine von jeglicher Beimischung der Sinnlichkeit freie Liebe. In diesem Falle ist aber die Identifizierung dieser Liebe mit derjenigen des Plato und Sokrates verfehlt, denn obgleich die Antike und insbesondere Plato eine edlere und niedere Männerliebe unterscheiden, so ist ihnen doch auch diese edlere Liebe nicht ohne sinnliche Grundlage denkbar.

11) **Nemanitsch** (A.), Staatsanwalt in Marburg a. d. D.: „Homosexuelle Eifersucht“ in der Zeitschrift für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Gross, 3. Bd. Heft 3 1900, Nr. X S. 203—207.

Ein Bericht über einen Kriminalfall und die demselben zu Grunde liegende Homosexualität:

Drei junge, arbeitscheue, vielfach vorbestrafte Italiener G . . . , D . . . und A . . . werden nach Verübung schwerer Diebstähle in dem Zwangsarbeitshaus untergebracht. Dort zunächst inniges Verhältnis zwischen D. und G. Nachdem D. in eine andere Abteilung mit A. zusammengekommen, wird er bald des G. überdrüssig und bricht mit ihm ab; dagegen schliesst er innige Freundschaft mit A. Darauf Wut und Eifersucht des G., der mehrere Male schriftlich und mündlich den D. eine Putana (Dirne) schilt. „Du bist eine Hure, die sich von allen gebrauchen lässt, auch früher in S ...“, und eines Abends droht er: „Du Schwein von einer Hure, morgen früh wirst du's schon sehen“, und dem A. gegenüber: „Bewafne Dich morgen, Du und auch diese Hure von D.“. D. und A. stecken scharfgeschliffene Messer zu sich, und als sie am andern Morgen im Gange dem G. begegnen, stösst ihm D. ohne weiteres das Messer in die Brust, derart, dass G. kurz darauf stirbt.

Nemanitsch nimmt an (und sicherlich mit vollem Recht), dass zwischen G. und D. einer- und D. und A. andererseits homosexuelle Beziehungen bestanden hatten. Bei G. fand man den Namen des D. eintätowiert, ferner hatte er seinen Gefühlen zu D. in einem Liebesgedicht Ausdruck verliehen. G. war von äusserst leidenschaftlichem und sinnlichen Temperament, schon bestraft, weil er einmal dadurch, dass er auf der Erde seine Glut öffentlich stillte, Aergernis erregt hatte. D. dagegen hatte einmal im Hofe einem Mitzwängling die Hosen gewaltsam herunterreissen wollen.

D. wird wegen Todschlages verurteilt, als Motiv giebt er an, G. habe ihm einige Geldstücke gestohlen. Nemanitsch hält dieses Motiv für ein bloss vorgeschütztes» es läge Mord, nicht Totschlag vor; das Motiv sei auf dem Boden der homosexuellen Beziehungen zu suchen. D. und A. hätten mit Ueberlegung das Praevenire gespielt und den lästigen Neider ihres Verhältnisses in blinder Leidenschaft beseitigen wollen.

Nemanitsch hat zweifellos Recht; nur muss wohl noch betont werden, dass gerade der Vorwurf des G., D. sei nur eine Dime und habe sich allen Männern hingegeben, also der Vorwurf der gewohnheitsmässigen passiven Päderastie, nach den in Italien herrschenden Anschauungen als eine sehr schwere Beleidigung von D. empfunden werden musste; denn während die aktive Päderastie in Italien nicht als entehrend gilt, wird die passive Päderastie als schimpflich angesehen.

12) **Panizza**, Oskar: „Arthur Rimbaud* in der Zeitschrift: «Wiener Rundschau“, 1. Oktoberheft 1900. S. 332-336.

Panizza erzählt die ziemlich bekannten Begebenheiten des Verhältnisses zwischen Rimbaud und Verlaine und fügt einige interessante Bemerkungen bei.

Rimbaud erhielt im Laufe des Jahres 1900 in seiner Vaterstadt Charleville ein Denkmal errichtet, er hat in den Jahren 1869—1873 eine Anzahl Gedichte verfasst, im Alter von 15—19 Jahren, derentwegen er berühmt wurde. Rimbaud hatte an Verlaine, welcher als Vorstand des Pressbureaus im Jahre 1871 während der Kommune mit Frau und Schwiegermutter in Paris wohnte, einige seiner Gedichte geschickt und besuchte dann Verlaine persönlich. Verlaine, der in Rimbaud einen Dreissigjährigen vermutet, war erstaunt, erst einen sechzehnjährigen Jüngling vor sich zu sehen. Rimbaud blieb in Paris und nahm Wohnung bei Verlaine. Es entstand nunmehr zwischen beiden ein intimes Freundschaftsverhältnis. Neun Monate lang wohnte Rimbaud bei der Familie Verlaine; dann gingen die Freunde nach Belgien; eine drohende Verhaftung Verlaine's wegen Beteiligung an der Commune bildete den Vorwand. Beide zogen längere Zeit in Belgien, England und wieder in Belgien umher.

Panizza bemerkt bezüglich dieser berühmten Reise:* .Verlaine hat den Mut gehabt, diese kostbare Kameraderie in gemeinschaftlichem Schmausen, Kochen, Dichten, Rauchen und Bechern in künstlerisch freier Weise zu beschreiben, wohl um sich selbst und Anderen Rechenschaft zu geben. Er hat es stets behauptet und Andere haben es ihm geglaubt, dass es sich zwar um „Homosexualité“, aber nur „au point de vue psychique“, nicht um „faits matdriels“ gehandelt habe.

Panizza zitiert dann vier Strophen aus dem Gedicht „Laeti et Errabundi“ aus „Parallelement“, die aber auf mehr als eine bloss psychische Leidenschaft hindeuten.

„Der Mann und der Jüngling, sagt Panizza, mögen in ihrem herzlichen Verkehr den Beschauern wohl gelegentlich zu denken gegeben haben. Verlaine war hässlich, wie eine Tigerkatze, voller Kriminalität

und Belastungszeichen in dem Gesicht eines Würgers. Rimbaud „mignon, si joli et si touchant — un visage parfaitement ovale d’ange en exil“ und, fügt Verlaine hinzu, „des jambes sans rivales“.

In Brüssel kam es zwischen den Freunden zum Bruch. Mutter, Gattin und Schwiegermutter Verlaine’s eilten von Paris herbei, aber Verlaine wollte sich von Rimbaud nicht trennen, dieser dagegen war ernüchtert und verweigerte den weiteren Verkehr. In seiner leidenschaftlichen Erregung schoss Verlaine mit einem Revolver auf Rimbaud und verwundete ihn am Arm. Auf dem Rückweg vom Spital, wo Rimbaud sich hatte verbinden lassen, feuerte Verlaine auf offener Strasse abermals einen Schuss auf ihn ab, da er sich neuerdings weigerte, das frühere Zusammenleben wieder aufzunehmen. Rimbaud wurde nur leicht verwundet, Verlaine dagegen konnte seiner Verhaftung nunmehr - nicht entgehen und wurde wegen Körperverletzung zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Im Anschluss an die Erzählung über das Attentat teilt Panizza Einiges aus dem Buch von Paternie Berrichon „Vie de Jean Arthur Rimbaud“ (Paris 1899) mit: Berrichon sucht Verlaine und Rimbaud von dem Verdacht sexueller Beziehungen zu reinigen und führt auch in wirklich allzu naiver Weise als Grund dafür an, „dass die Richter bei der Verurteilung Verlaine’s ein derartiges unsittliches Motiv hervorgehoben hätten.“ (!) Kaum genesen kehrte Rimbaud nach Paris zurück. Alle Bekannten wandten sich von dem einst Gefeierten ab. Rimbaud begab sich nunmehr in seine Vaterstadt. Dort veröffentlichte er „Une saison en enfer“ (Brüssel 1873). Aus diesem Buch giebt Panizza einige Stellen wieder, wo die beiden verdammten Seelen der „thörichten Jungfrau* (Verlaine) und des „höllischen Gatten* (Rimbaud) mystische Zwiegespräche führen, welche in symbolistischer, aber deutlich durchsichtiger Weise das durch Verlaine’s Einfluss entstandene eigentümliche Gefühlsleben Rimbaud’s und die Beziehungen beider widerspiegeln.

Kaum hatte Rimbaud das Buch fertig, als er die ganze Auflage bis auf wenige Geschenk-Exemplare, darunter das heimlich an Verlaine gesandte, ihm gewidmete, zerstörte. Von da ab schrieb Rimbaud keine Zeile mehr. Er starb 1891 im 37. Lebensjahre. Noch in seinen letzten Lebensjahren hat er, so berichtet Panizza, wenn man auf Seine Jugendleistungen zu sprechen kam, die Erinnerungen daran mit Heftigkeit von sich gewiesen mit den Worten: „Absurde, ridicule, dégoûtant! . . .“

Rimbaud wurde später Kaufmann im Kolonialgebiet und bat in Ostafrika neue Handelsgebiete seinem Vaterland erschlossen.

Ueber den gegenseitigen Einfluss von Verlaine und Rimbaud bemerkt Panizza: Ohne die Begegnung mit Rimbaud wäre Verlaine vielleicht ein braver, formvollendeter Dichter geworden, wie er es schon vorher gewesen. Durch die Begegnung und das Zusammenleben mit Rimbaud habe sich in ihm eine neue komplizierte hysterisch-religiöse Seite entzündet, aus einem männlichen, befruchtenden Prinzip sei ein weiblich - aufnehmendes Prinzip entstanden, aus der Glut der neuen Situation sei der katholisch-anbetende, sündenbegehende und sündenabbtissende Verlaine hervorgegangen. Rimbaud seinerseits wäre ohne das Zusammentreffen mit Verlaine sicher zu einem der hervorragendsten Dichter Frankreichs geworden, aber seine männliche Aktivität hätte sich weiter entwickeln müssen, sie hätte nicht in eine falsche Passivität hinuntergedrückt werden dürfen. Der impressionistisch haltlose Knabe sei in zwittrige, seiner Naturanlage entgegengesetzte Gefühle hineingetrieben worden, nach einem kurzen Eitelkeitsrausch ausgeglitten, und da die Poesie mit im Spiele gewesen, so sei die Ernüchterung auch auf diesem Gebiet gefolgt. Litteratur und Dichtung, fremde und eigene, sei ihm zum Ekel geworden, daher der Rest seines Lebens Trostlosigkeit und Dürre. Der Fall Verlaine-Rimbaud sei nicht nur nach der Seite der Litteratur äusserst interessant, sondern

auch medizinisch gesprochen; er bilde einen Schulfall für die vielfach aufgestellte Lehre, dass im Menschen die Fähigkeit zu allen möglichen Entwicklungen schlummerte und dass im biegungsfähigen Alter gewisse Einflüsse für das Leben bestimmend zu wirken vermöchten. Verlaine sei von Haus aus nicht homosexuell gewesen; dafür sprächen seine Verheiratung, die Erzeugung eines Kindes und seine guten Schulgedichte im Stile der „Parnassiens“, aber durch zufällige Berührung und auf Grund einer Anlage, wie sie vielleicht die meisten Menschen besäßen, sei er homosexual geworden und dies sei für ihn und die Welt ein Glück gewesen. Denn diese neue Pflanzung habe den Stamm zu erhöhter Reife gebracht und Rosen von ungekannter Güte erzeugt. Rimbaud dagegen, der männliche, virulente Knabe sei zu einem seiner Natur nicht völlig entsprechenden Gegenstand der Liebe gedrängt worden, ein volles Ausleben, eine volle Entwicklung daher für ihn unmöglich gewesen.

Was Panizza hier über Rimbaud's Natur sagt, mag vielleicht richtig sein, obgleich einige Aussprüche in dessen Buch „Une saison en enfer“ auf ursprüngliche Homosexualität auch bei Rimbaud hinweisen; jedenfalls ist die geistige Existenz von Rimbaud durch das Verhältnis mit Verlaine nicht vernichtet worden, sondern es hat nur zur Folge gehabt, dass er die Dichtung verliess, um in anderer Richtung sich auszuleben. Thatsächlich hat er auch seine Persönlichkeit und seine Männlichkeit auf dem Gebiete des Kolonialwesens zur Geltung gebracht und dort Tüchtiges geleistet. Auch die Auffassung Panizza's von Verlaine's Homosexualität dürfte der Wahrheit nicht entsprechen. Sein ganzer Lebenslauf, insbesondere sein späterer, offenkundiger homosexueller Verkehr und die Art und Weise, wie er denselben, namentlich in seinen nicht veröffentlichten „Hommes“, besingt, kann keinen Zweifel übrig lassen, dass es sich nicht nur um gelegentliche, sondern tief eingewurzelte, eingeborene Homosexualität handelte; dass Heirat und Kinderzeugung nicht das Gegenteil beweisen und beides bei vielen Homosexuellen anzutreffen ist, dürfte wohl jeder Kenner der thatsächlichen Verhältnisse wissen. Bei Verlaine scheint allerdings auch Hang zum Weib, also psychische Hermaphrodisie, bestanden zu haben, worauf unter anderem auch wohl seine erotische, nur in wenigen Exemplaren publizierte Gedichtsammlung „Femmes“ Schlüsse zulässt.

13) **Renou**, Henri: „Die Blumenschiffe in China“ im „Mercure de France“, September-Nummer 1900.

Der Artikel enthält Angaben über die homosexuelle Prostitution in China. Verfasser lässt sich, wie folgt, darüber aus: „Die sog. unnennbaren Sitten (obgleich in London und Paris ebensogut als in Berlin und Rom in Übung,) sind in China seit den fernsten Jahrhunderten eingebürgert. In dem Land, wo wir uns gegenwärtig befinden, sind die in den Volkstheatern in den Weiberrollen auftretenden Schauspieler die Epheben, welche von den vornehmen Mandarinen bevorzugt werden, namentlich während der heißen Jahreszeit. Diese Schauspieler, meistens Jüngelchen von 12—15 Jahren, sind verdorbener als die Dirnen unserer Seehäfen.“

Folgt dann die Erzählung eines Abenteuers, das einem Seeoffizier während einer Reise nach China widerfahren sei.

Derselbe habe sich bei einer Theatervorstellung in die Heldin des Stückes verliebt und sie durch Vermittlung eines der offiziellen Kuppler, welche gleichsam zur Theatergesellschaft gehörten, auf den anderen Abend zu sich bestellen lassen. Die Schöne sei unter Begleitung von Laternenträgern und Musikanten erschienen. Im Schlafzimmer habe sie sich dann zum Entsetzen des Offiziers als eine Person männlichen Geschlechts entpuppt.

14) **Semydoff**, K.: „Kodifizierte Irrtümer“ im Sprechsaal der Zeitschrift „Die Kritik“ von Wrede. XV. Bd. Nr. 191. Heft 11, 1900.

Ausgehend von dem Scheitern der lex Heinze wird darauf hingewiesen, dass es schwerer sei, alte Irrtümer, wie den § 175, zu beseitigen, als neue zu verhüten. Kein Strafzweck rechtfertige diesen Paragraphen. Hössli und Ulrich werden erwähnt sowie die Petition. Die Aufgeklärtesten der Nation, sogar Regierung und Polizei, ständen der Bewegung zur Abschaffung der Strafandrohung sympathisch gegenüber. Nur gewisse Finsterlinge hielten an der alten Auffassung der Homosexualität als eines Lasters fest; nachdem die Wissenschaft diese Anschauung als unhaltbar nachgewiesen, zögen sie sich auf das „Volksbewusstsein“ zurück, jenen dehnbaren Begriff, auf den schon der „fromme“ Minister von Mühler den § 143 des früheren Preussischen Strafgesetzes gestützt habe. Dieses letzte Bollwerk sei aber morsch und würde fallen, sobald das Volk über die Homosexualität aufgeklärt werde.

Zum Schluss wird über das Komitee und das Jahrbuch berichtet, dessen Aufsätze lobend angeführt werden.

Der kleine Artikel ist in warmem Tone und mit beredten Worten geschrieben.

15) **Tannenberg**, Heinrich: „Die psychopathia sexualis im Konitzer Mord“ in der „Welt am Montag“ vom 30. April 1900.

Verfasser weist darauf hin, dass man bei den Nachforschungen über den Mord des Gymnasiasten Winter zu Könitz die Frage des Lustmordes ins Auge fassen sollte. Manches spräche für einen solchen Mord und zwar für einen, der auf dem Boden der Homosexualität gewachsen sei. Winter sei wahrscheinlich das Opfer der konträren Sexualempfindung geworden. Man habe eine an ihn gerichtete Karte mit einem Gedicht voll schwärmerischen Sehnsens gefunden, die von einem Manne herrühre. Dass sie mit einem Weibernamen unterzeichnet sei, dürfe nicht, wie man es gethan habe, so erklärt werden, als habe der Absender im Auftrage eines Mädchens geschrieben, sondern nur als Maske, um den wahren Charakter des Verhältnisses zu verbergen. Bei der anormalen Sexualität seien Exzesse, die schliesslich zum Lustmord führten, nicht selten. Die Homosexualität gehe, namentlich wenn sie eine erworbene Perversion darstelle, häufig mit gewissen psychischen Störungen einher, welche die Blutgier nährten und das entgegenstehende moralische Bewusstsein beeinträchtigen könnten. Beispiel der Marquis de Sade. Im Konitzer Mord versagten alle gewöhnlichen Motive als Erklärung; die furchtbare Zerstückelung des Körpers deute auf einen Sexualmord. Derartige entsetzliche Folgen sexueller Entartung seien gerade im Hinblick auf die ganze geistige Struktur der Bevölkerung der Konitzer Gegend und der Provinz Westpreussen nicht befremdlich. In der dortigen Landschaft herrsche noch der finsterste Aberglaube, der schon oft zu nächtlichen Leichen ausgrabungen und Leichenzerstückelungen zwecks Zubereitung von Heilmitteln, ja sogar zu Kannibalismus u. dgl. geführt habe. Ein aus einem derartigen Milieu hervorgegangenes, zugleich mit perverser Sexualität behaftetes Individuum sei für die Abschachtung seines Opfers gleichsam vorbereitet gewesen. Die Vermutung sei gerechtfertigt, dass sexuelle Perversität und der anthropophagische Aberglaube das Konitzer Verbrechen hervorgebracht habe.

Bei diesen Ausführungen ist die Behauptung jedenfalls irrig, dass die Homosexualität einen besonders günstigen Boden zur Entwicklung der Blutgier und des Lustmordes darstelle und häufig mit derartigen sadistischen Neigungen vereint sei. Blutgier bei Homosexuellen kommt natürlich auch vor, aber nicht

häufiger als bei Heterosexuellen und nur sehr selten. Regelmässig hat die konträre Sexualempfindung mit dem Sadismus und dem Lustmord nichts zu thun.

16) **Windelband**, Wilhelm: „Platon“ (Stuttgart, Fr. Fromman's Verlag [E. Hauff] 1900).

An verschiedenen Stellen sind Ausführungen über den Platonischen Eros enthalten.

Seite 81 heisst es: „Nichts vielleicht in Platon's Darstellungen ist so echt und rein socratisch wie seine Schilderung der weihevollen Vereinigung, welche die getrennten Menschenseelen im Erkenntnistriebe finden. Im „Phaidros“, im „Symposion“ hat er dies edelste Bekenntnis abgelegt. Die Verbindungen männlicher Persönlichkeiten, welche das Griechentum kannte, erscheinen hier in höchster, sublimster Vervollkommnung. Aus der Freundschaft gleichstrebender Genossen, aus der Lebensverbindung ebenbürtiger Charaktere fällt, wie es schon in dem früheren Dialoge „Lysis“ angebahnt war, alles Utilistische praktischer Interessen fort, die (ptHa wird zu einer Wechselwirkung sittlicher und intellektueller Förderung: Und von jener eigenartigen Beziehung zwischen dem reifen Manne und dem aufblühenden Jüngling, die der griechischen Sitte geläufig war, wird bei Platon wie bei Socrates aller gemeine und sinnliche Nebengeschmack abgestreift und es bleibt auch hier nur ein geistiges Verhältnis des Gebens und Nehmens, des Anregens und Entfaltens übrig. Durch die Gemeinschaft des Denkens und Wollens in einander die Wahrheit zu erzeugen, das ist für Platon der Inbegriff aller Freundschaft und Liebe, die Menschen mit einander verbinden soll. Aus dieser Vereinigung des Sterblichen erwächst in immer neuem Leben das Unsterbliche. Das ist der Sinn der „platonischen Liebe“, der Lehre vom Eros, worin sich das tiefste Motiv des Philosophen ausgesprochen hat.“

Seite 102: Nach Plato sei die Liebe nur die Sehnsucht des Vergänglichen nach dem Unvergänglichen, des Sterblichen nach dem Unsterblichen.

Seite 111: Das Schöne sei das wertvollste und wirksamste Bindeglied zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, der Faden, der die irrende Seele aus der Verworrenheit der körperlichen Gestalten heraus- und emporleite in die reine Höhe der Wesenwelt. In diesem Sinne habe das „Symposion“ den Siegeszug der Liebe aus der Sinnenwelt in das übersinnliche Reich geschildert. An schönen Gestalten der Körperwelt entzünde sie sich, aber sie suche dahinter, wenn sie die echte Liebe sei, die Schönheit der Seelen, die sich in Werken der Sittlichkeit, der Kunst und Wissenschaft, in Erziehung und politischer Thätigkeit entfalte; von da aber wende sie sich der ganzen Welt zu, um schliesslich zu jener reinen Schönheit aufzusteigen, die in der übersinnlichen Welt ihre Heimat habe.

Seite 139: Die Liebe Platons bedeute nichts Anderes als Heimweh der Seele nach ihrem überirdischen Ursprung, nach dem göttlichen Leben, das ihr dereinst zu Teil geworden; denn die Seele sei göttlicher Natur und habe die reinen Gestalten der unsichtbaren Welt dereinst mit ihrem geistigen Wesen geschaut; die Liebe sei der Schmerz, womit der gefallene Geist zurückstrebe in das verlorene Paradies seines reinen und wahren Wesens.

Windelband hat lediglich die rein geistigen, abstrakten, intellektuellen, philosophischen Seiten des Platonischen Eros betont und lediglich diesen Kern herausgeschält. Den sinnlichen Teil hat er einfach bei Seite gelassen. Die homosexuellen Verbindungen der Griechen hat er kaum gestreift, das Verhältnis der Homosexualität und des Platonischen Eros, die Verkörperung dieses Eros in der homosexuellen Liebe hat er gar nicht erörtert. Man sollte meinen, dass er die homosexuelle Frage gar

nicht kennt oder, was wahrscheinlicher ist, nicht kennen will. Windelband hat in seiner Schrift eigentlich nur den abstrakten, philosophischen und metaphysischen Kern des Platonischen Eros entwickelt und das dargestellt, was Plato als letzte Wesenheit der Liebe und höchstes Ideal galt. Den sinnlichen Teil dieses Eros, welcher im Symposion und Phaidros eine so grosse Rolle spielt und mit einer Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit geschildert wird, die heutzutage bei einer ähnlichen Schrift das Einschreiten des Staatsanwaltes befürchten Hesse (ich erinnere nur an den Verführungsversuch des Sokrates durch den Alkibiades),

hat Windelband bei Seite gelassen, desgleichen hat er aber überhaupt das Verhältnis der Platonischen Liebe zur Homosexualität kaum gestreift, obgleich dieser Eros gerade in der Männerliebe seine Verkörperung finden soll. Die Ausführungen Platos über die Liebe haben so ausschliesslich die Männerliebe im Auge, dass Windelband zur richtigen Würdigung und zum vollen Verständniss Platos die Erörterung des homosexuellen Problems und die Beziehungen Platos zur Homosexualität nicht hätte übergehen dürfen.

Kapitel II: Reine Belletristik.

1) Dauthendey Elisabeth*): „Vom neuen Weib

und seiner Sittlichkeit“. Ein Buch für reife Geister. (Schuster und Löffler, Berlin 1900). Die Heldin des Buches sucht eine höhere, geschlechtslose Liebe zwischen Weib und Weib. Die Besten des Weibergeschlechtes sollten sich nicht mehr dem Manne hingeben, sondern dem Weib in ruhiger Beglückung. Das neue Weib der Verfasserin wehrt sich gegen das die feinem Nerven beleidigende brutal Physische. Ein Kapitel schildert ein Erlebnis der Heldin mit einer Tribade: „Sie war beglückt von diesem lebenssicheren, selbstbewussten, etwas mannhaften Wesen und glaubte in ihr das Weib der Zukunft gefunden zu haben, bis sie in einer wachen Nacht mit Deutlichkeit fühlte: Auch diese war eine Enttäuschung, auch sie weiss noch nicht das roh Sexuelle von wahrer Liebe zu scheiden.“

2) **Dillsner, Ludwig:** „Jasminblüte“. Drama in 5 Akten. Mit einem Vorwort. (Berlin, Verlag von Berndt und Klette). Wahrscheinlich 1899 erschienen.

*) Mitgeteilt von Herrn Peter Hamecher.

1. Das Vorwort.*) Nach kurzem Hinweis auf das Vielen unaufgeklärt gebliebene Verhältnis Ludwigs II. zu seiner einstigen Verlobten, der Herzogin von Alençon, das im Drama in verschleierte Gestalt und verschiedenem Milieu sich widerspiegelt, erörtert das Vorwort die Natur der Homosexualität und das Recht der Urninge auf Straffreiheit.

*) Das Vorwort gehört eigentlich unter Kapitel 1 § 2, ich musste es aber seines Zusammenhanges mit dem Drama wegen hier anführen.

Die Homosexualität sei angeboren; sie bedeute einen die Wahl ausschliessenden, zwingenden Trieb, nicht zu verwechseln mit dem Laster; nur verkommene Normale liebten unreife Knaben. Der Trieb sei nicht sündhaft. Völlige Abstinenz sei überhaupt nicht zu verlangen und nur wenigen kalten Naturen möglich. Der Normale fände im Institut der Ehe die erlaubte Gelegenheit zur Befriedigung des Geschlechtstriebes. Der Urning sei in der Zwangslage, falls man ihn nicht wie jener Geistliche auf den Selbstmord verweisen wolle, entweder der Onanie sich hinzugeben oder unter seine Gesundheit zerrüttenden Seelenqualen und dem Damoklesschwert drohender Verhaftung Befriedigung zu

suchen. Daher nur ein Ausweg gerechtfertigt: Die Aufhebung der Strafbestimmung. Die öffentliche Meinung und das Gesetz irrig und ungerecht. Der Einwand der Unmöglichkeit der Fortpflanzung nicht stichhaltig. Denn gerade die grössten Religionsstifter seien der Ansicht, dass die Menschheit sich nicht fortzupflanzen brauche.

Die von den Urningen vorgenommenen Geschlechtsakte, mutuelle Onanie oder coitus inter femora, eher ästhetischer als der coitus mit dem Weib. Eine um sich greifende Zügellosigkeit in Folge der Freigabe nicht zu befürchten. Beweis dafür Italien und Frankreich. Im Gegenteil, der §175 verursache schwere soziale Schäden: Die Erpressung, den Zwang der Urninge, zu heiraten und somit die Erzeugung von Urningen durch Vererbung; deshalb seien auch die Urninge so zahlreich; nach Manchen sei die Hälfte der Männer homosexuell. Durch das Gesetz würden nur die Kleinen getroffen; die Grossen schone man. Nur die anständigen Urninge litten unter dem Paragraphen; die Zügellosen lebten jetzt schon unbekümmert um das Gesetz. An der ganzen Frage sei Jeder interessiert wegen der Möglichkeit, in seiner Familie Urninge zu entdecken.

Das Vorwort bringt nichts Neues. Dem mit der Homosexualität nicht Vertrauten bietet es aber genügende Aufklärung. Manches ist allerdings allzu kategorisch behauptet, Manches direkt unrichtig, so z. B. die Angaben über die Zahl der Urninge. (Nach meinen Erfahrungen kommt schlimmsten Falles einer auf 200—300 Männer); ferner ist der namentlich in einer Anmerkung im 3. Akt des Dramas gemachte scharfe Unterschied zwischen den verschiedenen Modalitäten gleichgeschlechtlicher Befriedigung zu tadeln; wenn Dilsner in der erwähnten Anmerkung die immisio in anum und in os sogar als Schweinerei bezeichnet, so ist nicht zu verwundern, dass die mit der Homosexualität Unbekannten die ganze Frage mit diesem Worte abthun. Ich kann nur das im vorjährigen Jahrbuch über diesen Punkt Gesagte wiederholen (Jahrbuch II, S. 367, bei Besprechung der Schrift „Eros und das Reichsgericht“): Viele Urninge, ja die meisten lieben die getadelten Arten nicht, bei vielen bilden sie aber die ihnen adäquate Befriedigungsart. Ein ästhetischer Unterschied mag vorhanden sein; in moralischer Beziehung besteht aber keiner.

II. Das Drama.

1. Akt: Gespräch zwischen Oberlehrer Welcker und seinem Freund und Kollegen Dr. Lerche über die Homosexualität. Für Lerche, der, mit der Frage bekannt, sie mit Verständnis* und Milde beurteilt, ist die Homosexualität lediglich ein Spiel der Natur, eine Zwischenstufe, vergleichbar der Jasm inblüte mit dem verkrüppelten, halb zum Blumenblatt gewordenen Staubgefäss Welcker dagegen, welcher zum ersten Male ein Buch über Homosexualität gelesen hat, erblickt in ihr nur eine sittliche Verirrung oder mindestens eine sehr krankhafte Neigung, für welche nur das Gefängnis oder das Irrenhaus am Platze sei.

Vergeblich sucht ihn Lerche eines Besseren zu befehlen und warnt ihn vor übereilter Verdammung, da niemand davor sicher sei, in der eigenen Familie einen Urning zu entdecken.

Aber vor dieser Gefahr wähnt sich Welcker geschützt. Seine beiden Söhne sind blühende, kerngesunde Gymnasiasten.

In den folgenden Szenen lernen wir beide kennen, die Gegensätze in ihren Naturen treten deutlich hervor; Hans, lebenslustig und ausgelassen, ein echter Junge, schwärmt schon für Mädchen; Rudolf, schüchtern vor den Mädchen und zurückgezogen, ist ein stiller, träumerischer Primaner. Lerche hat

seit einiger Zeit eine gewisse Aenderung in dem Benehmen Rudolfs bemerkt; er ahnt in ihm den Urning. Das Verhalten Rudolfs am Schluss des 1. Aktes, der angeblich Pferde eines vorbeifahrenden Wagens bewundert, natürlich aber seine Augen von dem schönen Kutscher nicht trennen kann, scheint die Vermutung Lerche's zu bestätigen, dem es nicht entgeht, wen Rudolf schön findet.

2. Akt: Rudolf ist thatsächlich homosexuell. Er sucht bei Pfarrer Bethmann Trost und offenbart ihm sein Geheimnis. Aber der Pfarrer versteht ihn nicht; er hat nur Worte der Verdammung gegen die Sodomiterbrut; als einziges Mittel kennt er lediglich das Gebet. Aber auch dieses Mittel hat bei Rudolf nichts genützt. Als Bethmann, ratlos, die erhofften Worte des 'Verständnisses und der Verzeihung nicht spenden kann, scheidet Rudolf, entschlossen, auch ohne den Segen des Pfarrers seiner Natur gemäss zu leben.

3. Akt: Rudolf hat sich in einen kräftigen Arbeiter, Schröder, verliebt und ein schwärmerisches Freundschafts* Verhältnis mit ihm angeknüpft. Schröder, ein gemeiner Schurke, der Rudolfs Natur erraten, beutet sein Geheimnis aus. Er geht zu Welcker, verlangt in frecher Weise Geld und spielt den durch Rudolf zur Unzucht Verführten. Rudolf, Schröder gegenübergestellt, muss seine Bekanntschaft mit ihm zugeben. Welcker jagt Schröder fort, der sich unter Drohungen mit Skandal entfernt; von Rudolf verlangt der Vater sofortige Abreise nach Amerika. Glücklicherweise kommt Lerche dazwischen. Von dem schon zum Selbstmord bereiten Rudolf erfährt er, dass dieser nichts Strafwürdiges gethan, sondern in seinem überströmenden Gefühl sich lediglich zu einer inbrünstigen Umarmung hinreissen liess.

Lerche bestimmt Welcker, seinen Sohn nicht zu verstossen. Auf Ansuchen des herbeigerufenen Arztes, der die Homosexualität als eine durch Ablenkung der Gedanken und frühzeitige Heirat leicht zu heilende Krankheit betrachtet, soll Rudolf nunmehr einen körperliche Anstrengung erheischenden praktischen Beruf erlernen. Welcker versöhnt sich mit ihm, in der Hoffnung, die Heirat werde später jede Spur der „vorübergehenden Jugendverirrung“ beseitigen.

4. Akt: Einige Jahre sind vergangen. Rudolf, tüchtig in seinem Beruf, hat sich eine selbständige Stellung erworben. Familie und Freunde drängen auf Heirat mit seiner Jugendfreundin Marie. Frau Lerche's Ermahnungen scheitern an Rudolfs Gleichgültigkeit; den Bitten und dem inständigen Flehen seines Vaters vermag er aber nicht zu widerstehen, und er verlobt sich, halb gezwungen.

5. Akt: Rudolf hat nicht die Kraft, die Heirat zu vollziehen. Er gesteht seiner Braut seine Unfähigkeit, sie zu lieben, und bittet sie, ihn seines Wortes zu entbinden. Marie aber, in der festen Zuversicht, durch ihre Liebe den Geliebten zu gewinnen, giebt ihn nicht frei. Rudolf will nicht mit einer Lüge im Herzen in die Ehe eintreten und erschießt sich.

Als die schmerzerfüllte, bisher ahnungslose Mutter durch Lerche und Welcker den wahren Grund des Selbstmordes erfährt, versteht sie sofort in ihrer Mutterliebe, was Pastor, Philologe und Arzt nicht begreifen konnten. Sie verkündet das Recht des Verstorbenen, nach seiner Natur zu leben; sie fühlt es, dass Rudolf in den Tod getrieben wurde; sie weiss, dass ihr Sohn gut und edel war, und hätte ihm den Geliebten mit eigener Hand zugeführt, um sein Leben zu retten.

Das Stück hat zum ersten Male die Homosexualität direkt und unverblümt dramatisch behandelt.

Das an sich tragische Los des Urnings und die zahlreichen durch die Homosexualität bedingten Konflikte mit der Religion, der allgemeinen Meinung, dem Staate, der Familie bilden schon an und für

sich ein ergiebiges Feld für den Dramatiker. Daher wird auch jede Dramatisierung der Homosexualität ihrer Wirkung sicher sein und Dilsners „Jasminblüte“ verfehlt gleichfalls ihre Wirkung nicht. Dilsner hat unleugbar dramatisches Talent; die Hauptkonflikte sind geschickt verwendet und effektiv dargestellt, so die Unterredung zwischen Rudolf und dem Pfarrer, die Entdeckungs-, die Verlobungsszene und namentlich der auch gedanklich schöne Schluss. Der in Vorurteilen befangene Standpunkt des Pfarrers, des Arztes und des gebildeten aber unaufgeklärten Bürgers ist der Wirklichkeit abgeläutert und die dramatische Behandlung dieser Anschauungen lässt deutlich erkennen, mit welchem Heer von Irrtümern der Held zu kämpfen hat.

Trotzdem ist das Stück kein wahres Kunstwerk. Zunächst bildet es an vielen Stellen mehr eine dialogisierte Verteidigung der Homosexualität als ein Drama. Die Tendenz tritt zu sichtbar hervor. Die Personen sind etwas schemenhaft gehalten. Man merkt zu sehr die Absicht, das Ungerechte der Vorurteile in ihnen zu geistern. Die Handlung ist zu äusserlich; das Ganze nicht genug verinnerlicht. Namentlich aber stellt sich die Hauptfigur, Rudolf, zu sehr als Sprachrohr des Dichters dar. Man bekommt keinen unmittelbaren, ergreifenden Einblick in das Seelenleben des Helden; jede Entwicklung der Psyche, jede Schilderung der Seelenqualen und -kämpfe, die er durchmachen müsste, bis er seine Natur erkannte, fehlt. Obgleich Rudolf in den 3 ersten Akten noch ein Gymnasiast ist, hat er schon Klarheit über seine Geschlechtsnatur erlangt und spricht wie ein gereifter Mann. Wenn aber Rudolf eine derartige, frühreife, fertige Ausnahmestatur ist, dann erscheint auch seine Verlobung und sein Selbstmord unglaubwürdig.

Der Selbstmord entbehrt überhaupt genügender Motivation. Warum tritt Rudolf, der überdies auch pekuniär völlig selbständig und unabhängig von seiner Familie geworden ist, nicht einfach von der Verlobung zurück? Wenn er es wirklich deshalb nicht wagt, um das der ziemlich einfältigen Braut gegebene — übrigens halb erzwungene — Heiratsversprechen nicht zu brechen, so kann man auch den Selbstmord des Helden kaum bedauern.

Trotz der gerügten Mängel muss die Bedeutung des Stückes als erste dramatische Behandlung der Homosexualität ausdrücklich anerkannt werden. Dilsner verdient deshalb besonderes Lob. • Da das Ganze massvoll und ernst gehalten ist, so wäre eine Aufführung nicht nur erwünscht, sondern auch durchaus möglich.*)

3) **Evers**, Franz: „Einladung“ und „An einen Jüngling“ in der Gedichtsammlung: „Der Halbgott“ (mit einem Bilde von Max Klinger.) [Verlag Kreisende Ringe: Max Spohr, Leipzig 1900].

In „Einladung“ (S. 256) preist der Dichter den gleichgesinnten Freund, den er erkennt. Er fordert ihn in lyrischem Erguss zu Seelenharmonie und beglückender Liebe auf. Homosexuelle Empfindungen bringt sodann das Gedicht: „An einen Jüngling“ (S. 257). Es lautet: „Holder Knabe, der mein Herz bezwungen,

Der die Stärke meiner Seele ahnte,

Als ich noch aus halben Dämmerungen

Mir den Weg nach weissen Höhen bahnte,

Lagst beglückt mit mir beim Griechenmahle

Unter Rosen, die von Düften thauten,

Fühltest tief beim purpurnen Pokale,
Was wir unter Rosen uns vertrauten.
Keine Schatten trübten solche Schöne,
Lauter wurde unser Thun und Trachten,
Von den Saiten klangen goldne Töne . . .
Und wir sanken selig hin und lachten.
O, wie schimmerten die Tage lichter!
Weisst Du noch? wir wurden Du und Du . . .
Und in Freundschaft, Bildner wir und Dichter,
Tranken wir den schönen Göttern zu.“

*) Heyse's: „Hadrian“ und Wilbrandt's: „Reisenach Riva“ schildern gleichfalls homosexuelle Gefühle, aber in mehr verschleierter Form, nicht als bewusst geschlechtliche Liebesgefühle. In Marlow's: „Eduard II.“ (ins Französische übersetzt von Georges Eekhoud) tritt zwar die Liebesleidenschaft Eduards zu Gaveston deutlich hervor; aber in allen diesen Stücken kommt der Konflikt dieser Gefühle mit der Aussenwelt wegen ihrer homosexuellen Natur nicht zur Darstellung.

4) **Gramont**, Louis de: Astarte; Libretto zur Oper in 4 Akten und 5 Bildern von Xavier Leroux (zum ersten Male in der Pariser Grossen Oper Mitte Februar 1901 aufgeführt).*)

Die zwei Episoden aus der Herkulesage: Herkules, Liebesabenteurer mit Omphale und sein Tod in dem brennenden Gewände, werden zu einem Ganzen verschmolzen.

I. Akt: Herkules, Sieger über Tyrannen und Ungeheuer, will noch grössere Gegner bestehen und selbst Götter bekämpfen. Er will den schändlichen und blutigen Kultus der Astarte, der unzüchtigen Göttin von Lesbos, der 'Göttin der monströsen Liebe, vernichten; er will Omphale, Königin von Lydien, die Priesterin und lebendige Verkörperung der Astarte, töten. Trotz der Bitten seiner Gattin Dējanira schiffet er sich mit seinen Getreuen nach Lydien ein. Die bekümmerte Gattin sendet ihm die Prinzessin Jole nach, um dem Helden das wunderbare, vom sterbenden Centauren vermachte Gewand zu überbringen, dessen Berührung genügen soll, die Seele Herkules' vor dem Zauber der Lyderin und ihrer unkeuschen Liebe zu bewahren.

II. Akt: Vor den Mauern von Sardes: Die Bevölkerung fürchtet die Ankunft Herkules', aber der Hohepriester der Astarte Phur, der das Orakel in Lesbos befragt, beruhigt sie. Auch Herkules und seine Krieger werden der Wollust verfallen. Als sie erscheinen, werden sie von den Töchtern Lydiens und Lesbos' empfangen, und ihren Verführungskünsten widerstehen die Mannen nicht.

III. Akt.: Nur Herkules ist standhaft geblieben. Phur führt ihn in den Palast zu Omphale. Von ihrer Schönheit wird auch er bezwungen und fällt zu ihren Füßen. Omphale versammelt das ganze Volk zum Zeugen ihres Triumphes über den Helden, der ihr den Tod geschworen. Vor Herkules und der Königin feiert Phur den Kult der unkeuschen Göttin: Zuerst langsame Zeremonien, dann Tänze und

Umarmungen, dann frenetische Freude, die bis zum Delirium steigt. Endlich sinken die Priesterinnen nach einander, von Trunkenheit und Wollust müde, hin und schlafen ein. Nacht und Schweigen. Omphale ruft Herkules zu sich. Er wirft sich in ihre Arme.

*) Bei der nachfolgenden Besprechung habe ich hauptsächlich den Artikel des Musikkritikers des „Temps“, Pierre Lalo, in der Nummer vom 20. Februar 1901 benutzt.

IV. Akt. 1. Bild: Omphale, die zum ersten Male liebt, will nicht, dass Herkules, wie ihre früheren Liebhaber, auf dem Altar der Astarte geopfert werde. Aber Phur will das Blut des Helden. Er überredet ihn, in dem Heiligtum der Göttin sich mit Omphale trauen zu lassen. Herkules ist dazu bereit, aber Omphale weigert sich, da sie weiss, dass der Augenblick der Trauung denjenigen seines Todes bedeuten würde. Inzwischen kommt Jole mit dem Gewand. Die Königin, von der jungfräulichen Grazie und Schönheit des Mädchens bezaubert, wird von glühender Liebe zu Jole ergriffen; Herkules kann wieder nach Argos zurück, Omphale lässt ihn gehen, wenn nur Jole bei ihr bleibt. Herkules zieht das Gewand an, worauf er sofort in Flammen gerät. Er verbrennt, und der Palast mit ihm. Omphale flieht mit Jole.

2. Bild: Die Insel Lesbos. Auf einem blumenbekränzten Schiff berühren Omphale, Jole und der Hohepriester die Küste. Unter den Tänzen und Gesängen der Lesbierinnen schreiten sie dem Altar der Göttin Astarte zu.

„Astarte“ ist wohl die erste aufgeführte Oper und überhaupt das erste Theaterstück, worin die lesbische Liebe zur Darstellung gelangt. Man kann jedoch an und für sich dem Librettisten ebenso wenig einen Vorwurf aus der Benützung dieses Themas machen, als heute Jemand daran denkt, die musikalisch-dramatische Behandlung des Incestes in Wagner's „Walküre“, wo der liebetrunkenen Bruder die bräutliche Schwester freit, zu beanstanden. Auch in „Astarte“ bewirkt die Wahl eines in grauer, sagenhafter Zeit sich abspielenden Vorgangs und die notwendige Idealisierung durch Gesang und Orchester, überhaupt durch die Musik, dass das Ganze in weite Fernen gerückt wird und unmittelbare Beziehungen zur Wirklichkeit nur schwer aufkommen. — Allerdings wird von dem Musikkritiker des „Temps“, Pierre Lalo, das Bedenken erhoben, dass der Verfasser der „Astarte“ allzu ausschliesslich die Wollust, die normale und anormale, besungen habe, namentlich sollen die Tänze im 2. und 3. Akt sowie das letzte Bild etwas allzu deutlich die lesbische Liebe versinnbildlichen. Diesen Charakter der Sinnlichkeit soll auch die mehr an der Oberfläche haftende als tiefe, mehr glanz- und prunkvolle als innerliche Musik tragen und in packender, überwältigender Weise die Wollust der Dichtung widerspiegeln. „Aber mag man auch finden dass der Ausdruck dieser Wollust oft etwas übertrieben,“ sagt Lalo, „so muss man doch anerkennen, dass man kaum eine plastischere Wiedergabe, die vollständiger und vorzüglicher wäre, wünschen kann. Insbesondere ist der dritte Akt in dieser Beziehung charakteristisch. Wenn nach Schluss der Orgie die müden Priesterinnen der Astarte einschlummern, empfängt man von der ungeheuren Szene, wo die Körper lagern und über ihnen ein dunkler Dunst schwebt, einen Eindruck von Sinnlichkeit, welcher der Grösse nicht entbehrt.“

5) **Hagenauer, Arnold***): „Muspilli“ (Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt). Roman. 1900. Psychologische. Autobiographie eines Lustmörders und Pyromanen.

*) Mitgeteilt von Herrn Peter Hamecher.

Der Roman schildert das Entstehen und Zerfallen einer innigen, jedoch nicht direkt homosexuellen Freundschaft. Zwischen den Zeilen lässt Verfasser indess genug Momente gleichgeschlechtlicher Liebe durchblicken. S. 36 findet sich eine Bemerkung über die sexuelle Neigung Fontana's, einer Nebenperson. Es heisst dort: „Franz war während seiner Gymnasialzeit einer gewissen gymnasialen Jugendkrankheit bis zu einem gewissen Grade ergeben gewesen, die nur mehr pathologisch bestimmt werden kann. Als er in vernünftige Bahnen einlenken wollte, war er zu depraviert, um an dem gewöhnlichen Geschlechtsgenuss die Befriedigung zu finden, welche eine leidenschaftliche Jugend verlangt. Seine Nerven kannten das Weib nicht mehr.“

6) **Herdy**, DrLuis: „La Destinée“. Roman. (Paris, Vanier 1900).

Der Roman hat nicht wie die beiden früheren, im vorjährigen Jahrbuch besprochenen desselben Verfassers ein homosexuelles Problem zum Gegenstand. Er behandelt vielmehr die Schicksale und Nöten eines heterosexuellen Schriftstellers, des jungen Maurice Fauvel. Dieser hat zum Helden seines Erstlingswerkes Elagabal gewählt, und dies giebt D'Herdy Gelegenheit, in Kapitel VIII die Geschichte dieses römischen Kaisers, seinen Charakter, seine Ausschweifungen und Excentricitäten zu schildern. Dabei werden Elagabals gleichgeschlechtlicher Verkehr und seine homosexuellen Leidenschaften berührt. So wird erzählt, wie der Kaiser als Venus verkleidet öffentlich auftritt und über die Natur seiner Leidenschaft keinen Zweifel übrig lässt, wie er in Weiberkleidern die Passanten anlockt und sich ihnen prostituiert. Sein Verhältnis zu seinem Hauptgeliebten Hierocles und seine Neigung zu Zoticus werden erwähnt. — In einem andern Kapitel (XI S. 245) kommt dann eine homosexuelle Episode aus der Jetztzeit vor. Eines Abends begegnet Fauvel auf der Strasse einer Person in Frauenkleidern, die er auch für eine Frau hält. Sie bietet sich ihm an;

443

Fauvel will sie mitnehmen, worauf sie gesteht, dass er in ihr einen Mann zu erwarten habe. Voll Entrüstung und Ekel entfernt sich der Schriftsteller.

Das Kapitel über Elagabal bietet, weder was psychologische Tiefe noch künstlerische Darstellung anbelangt, ein besonderes Interesse; es scheint mehrauf denEffekt,alsWürze des Romans, berechnet zu sein, obgleich die eingehende Schilderung Elagabals eine gewisse Berechtigung insofern hat, als die Bewunderung des Helden für den römischen Cäsar zur Charakteristik Fauvels dient und das Verbrechen, das er am Schluss des Romans begeht, mit erklärt. — Wie ich aus einer Besprechung des Romans im „Mercure de France“ vom Monat Dezember 1900 ersehe, soll das Kapitel über Elagabal fast wörtlich aus Aelius Lampridius entnommen sein.

7) **Ives**, George: „Eros' Throne.“ London 1900.

In sehr zarten Farben, deutlich nur für den Eingeweihten, bringt dieser Gedichtband das Entzücken an jugendlich männlicher Anmut und das homosexuelle Empfinden zum Ausdruck. Den Titel führt das Buch nach einem Cyclus philosophischer Poesien, die in einer mystischen Schönheitsfeier gipfeln. Erkennbar zwischen den Zeilen ist des Verfassers Zorn über die Fesseln unter denen die gleichgeschlechtliche Liebe schmachtet.

8) **Kupffer**, Elisar von: „Irrlichter.“ Drama in 3 Teilen. (Berlin, Verlag von E. Ebering 1900.)

Homosexuelle Beziehungen sind nur im 3. Teile geschildert, der aber gedanklich ein Bruchstück des Ganzen bildet. — 1. Teil: Andrei. Der kranke, lebensmüde Andrei wird durch seine Liebe zu Tamara, dem Mädchen aus dem Volke, von neuem Lebensmut und frischer Freudigkeit beseelt. Doch ihm fehlt die Kraft zu wahrer Lebens- und Liebesfreude. Zuerst die Furcht, seine Freiheit zu verlieren, dann unbegründete Eifersucht und Mangel an Vertrauen zur Geliebten zerstören sein Liebesglück.

In thörichtem Wahn weist er die Geliebte zurück, die sich aus Verzweiflung vergiftet. Zu spät erkennt er seine Verblendung. — 2. Teil: Erich. Der brustleidende totkranke Erich wird, als ihm sein Freund Otto seine Verlobung ankündigt, von einer grenzenlosen Begierde nach Lebens- und Liebesglück ergriffen. Er will sich ausleben, die Lebenslust genießen, und in krankhafter Erregung glaubt er, sein Wille zum Leben müsse Krankheit und Tod überwinden. In fieberhaftem Sinnestaumel stürzt er Becher auf Becher hinunter und achtet nicht auf die verhängnisvolle Abendkühle. Vergeblich wollen ihn die Verlobten und der Arzt beruhigen und zurückhalten. Mit dem Ausruf: „Keine Welt hemmt meine Kräfte — keine Welt! O ich bin der König des Lebens!“ bricht er tot zusammen, ein erlöschendes Irrlicht. — 3. Teil: Narkissos. Kleomenes, der Künstler, hat lange in den Banden der koketten und schönen Normia gelegen. Er will ihr aber nicht weiter Freiheit und Manneswürde opfern. Der junge Narkissos fesselt den Künstler durch seine Schönheit und Anmut, durch seine Frische des Körpers und der Seele. Narkissos, von unnennbarem Sehnen, von unbestimmtem Trieb zum Ausleben, zu Liebe und Ergänzung erfüllt, nimmt freudig Kleomenes' Liebe und Freundschaft an. Normia sieht in Narkissos einen neuen Anbeter, und bei dem Gastmahl hofft sie auch ihn sich zu unterwerfen und gleichzeitig Kleomenes wieder unter ihr Joch zurückzubringen. Die Gäste, der Schlemmer Boetikos, der Philosoph des Genusses, Lucian, und der biedere Ethikos werden von den Beizen des jungen Narkissos bestrickt, aber mit jugendlicher Schalkheit weiss Narkissos den Liebeskosungen des lüsternen Boetikos und des sinnlichen Lucian zu entgehen. Normia erscheint im Prachtgewand, strahlend von Schönheit. Auch Narkissos wird geblendet; alle huldigen ihr, nur Kleomenes nicht, der zum Zeichen, dass er nie mehr ihrer Macht sich fügen werde, den Becher in die Flut schleudert. Normia fordert Narkissos zur Bache auf, aber er zögert. Zorn erfüllt zieht sich Normia zurück. Doch bald kehrt sie wieder, um abermals ihre Macht an dem schönen Narkissos zu erproben. Liebeglühend fällt er ihr diesmal zu Füßen, als er aber Erfüllung seiner Wünsche verlangt, stösst sie ihn lachend von sich. Sie hat gesiegt, aber nur scheinbar; denn als sie nun selbst von Liebe zu Narkissos ergriffen, herablassend ihm ihre volle Gunst gewähren will, weist er sie zurück. Er hat das gleissnerische, verlogene, eigensüchtige Weib erkannt, jede Liebe zu ihr ist in ihm erstorben. Vergeblich fleht nun Normia um Liebe. Narkissos entfernt sich mit Kleomenes, beide befreit von dem herrschsüchtigen Weib. „Herrscht nach Gewohnheit über Sklavenseelen,“ ruft Kleomenes der in Wut ausbrechenden Normia nach.

Ueber die tiefere Bedeutung des Dramas sagt Kupffer selbst in seinem Vorwort: „Die drei Stücke sind innerlich ein Ganzes und schildert das letzte Stück „Narkissos“ das Durchbrechen der jugendlichen Kraft, nachdem sie sich aus den Banden der irrlichterirenden Dekadenz und des verflachenden, lähmenden Herkommens befreit hat.“ Damit ist der Ideengehalt nicht erschöpft. Im ersten Teile tritt uns die Unfähigkeit, zu lieben, die das eigene Lebensglück zerstörende krankhafte Schwäche und Grübelsucht entgegen. — Im „Erich“ ist die Lebenslust und der Liebesdrang vorhanden, aber sie vermögen sich nicht durchzusetzen; der Held, siech an Körper und Geist, ist dem Untergang geweiht, sein Liebesziel und seine unbegrenzte Sehnsucht bilden nur das letzte, krankhafte Aufflackern seiner gebrochenen Kräfte. Erst das letzte Stück zeigt den Sieg dieser Lebenslust und Lebensfreude, aber auch hier haben sie noch Kämpfe zu bestehen. Aus den Fesseln erniedrigender Liebe haben sich Kleomenes und Narkissos zu der schönen Freiheit harmonischer Seelen durchgerungen. Zugleich

verkörpert der Jüngling Narkis⁸⁰⁸ die Lebensfreude und Liebeslust in ihrer Naivetät und Naturfrische. Das dritte, von griechischem Geiste durchwehte Stück bildet ein abgerundetes Ganze für sich und scheint mir das beste. — Der Konflikt, zwischen Weibertücke und Frauenherrschaft einerseits und zwischen Männerstolz und Männerwürde andererseits sowie das Aufkeimen der ersten Liebesgefühle und die naive, nach gefährlichem Schwanken in den Hafen edler Neigung mündende Empfindung sind zu dramatischer Gestaltung verwoben. — Das Homosexuelle in „Narkissos“ ist hauptsächlich mehr symbolistisch aufzufassen. Die Liebe Kleomenes' zu einem Jüngling -soll den Gegensatz zu der entwürdigenden Leidenschaft zum sinnlichen, verdorbenen Weib darstellen; in dem unverdorbenen, naiven, im Frühling des Lebens stehenden Narkissos wollte Kupffer das Ideal unschuldvoller Jugendlichkeit und Anmut, das Ideal der zu Leben und Liebe erwachenden Menschenseele versinnbildlichen. Homosexuelle[^] in psychiatrischer Beziehung ist wenig in „Narkissos“ zu finden. Die grobe Deutung, dass Kleomenes, nachdem er Weiberliebe zum Ueberdruss gekostet, zum Jüngling sich wendet und somit eigentlich nicht aus Homosexualität, sondern aus anderen Motiven handelt, wird wohl der geistige Gehalt und die ästhetische Ueberlegenheit der 3 Stücke verhindern, die in erster Linie trotz ihrer sicherlich auch bühlenwirksamen dramatischen Lebendigkeit als Ideologien zu bezeichnen sind. Allerdings vor böotischen Lesern und Kritikern sind auch die „Irrlichter“ nicht sicher, obgleich sie abseits vom Alltagsmarkt liegen.

9) **Louys, Pierre:** „Les aventures du roi Pausol“ (in das Deutsche übersetzt, Budapest 1900).

Die Prinzessin Alice, als sie zum ersten Male einer Ballettvorstellung beiwohnt, fasst eine lebhaft Zuneigung zu der als Prinz verkleideten Ballettänzerin Mirabelle.

Sie bestellt sie Nachts in den Park Dort geloben sich beide unter Küssen Freundschaft und lustwandeln in zärtlichem Gespräch. Mirabelle empfindet Liebesleidenschaft nur für Frauen, während sie des Geldes wegen den Männern sich hingiebt. Sie ist entzückt von der Prinzessin; sie beschliesst, ihre Truppe zu verlassen und bestimmt Alice, mit ihr zu entfliehen. Beide machen sich noch in derselben Nacht auf den Weg.

In der Bannmeile des Palastes kehren sie in einer Herberge ein. Folgt nun die Schilderung einer Scene, wo beide sich entkleiden: Mirabelle's männliche Gestalt, die Zwiefältigkeit ihrer Haltung, die flache Brust ohne Brüste, ihre an den Mann erinnernden Formen, welche die naive, von den eigentlichen Gefühlen ihrer Freundin nichts ahnende Alice zu dem Ruf verleiten: „Ist es auch wahr, du bist kein Mann?!“ werden beschrieben.

Unterdessen hat sich König Pausol mit seinem Grosseunuchen Nixis, seinem Pagen Giglio und einer Leibwache zur Verfolgung seiner verschwundenen Tochter aufgemacht. Giglio ermittelt den Aufenthalt der beiden Frauen, verschweigt ihn aber dem König und weiss sich selbst, dank einer Verkleidung, Zutritt in das Zimmer der Flüchtigen zu verschaffen. Er warnt sie und bringt sie dazu, in die Hauptstadt zurückzukehren, wo sie in einem Asyl für die verwahrloste Jugend Unterkunft suchen sollen. Die beiden Frauen steigen aber zunächst in einem Gasthofe ab. Erneute Schilderung einer intimen Scene zwischen beiden, diesmal mit direkten Andeutungen, dass Mirabelle das Ziel ihrer Wünsche erreicht.

Die Polizei hat bald die Flüchtigen entdeckt; sie benachrichtigt den König, dass sie die Prinzessin und die andere Person belauscht und gar seltsame Dinge hinter den Thüren vernommen habe. Giglio eilt wieder zu den beiden; er findet Alice allein. Er macht ihr eine Liebeserklärung und es gelingt ihm auch,

sofort sich Gehör zu verschaffen, in einer Weise, dass Alice, nunmehr Mirabelle vergessend, nur zu Giglio Liebesgeföhle empfindet. ' Sie fürchtet, am andern Tag in den Palast zurückkehren zu müssen und dann, streng überwacht, den neu gewonnenen Liebhaber, der sie bisher unbekannte Freuden lehrte, zu verlieren. Giglio veranlasst sie, sich vorläufig in das Asyl für verwahrloste Jugend zu begeben, bis er alles zum Besten gewendet Er bringt es fertig, dass am andern Tag der König das Asyl besucht. Dieser stimmt den Ausführungen des Vorstehers über die Erziehungsmethode des Hauses bei, wonach die Jugend frei ihren Instinkten leben soll und ungehemmt ihren sinnlichen Freuden. Plötzlich erscheint Alice und bittet den erstaunten Vater, auch ihr die eben gerühmten, von ihm gebilligten Freiheiten zu gewähren. Nach einigem Widerstreben willigt Pausol ein. Alice wird fortan mit Giglio vergnügte Stunden verleben, während Mirabelle mit einer neuen Eroberung, einem Mädchen, das durch das Fernrohr die intimen Szenen im Gasthof zwischen Alice und Mirabelle beobachtete und zu ungeahnten Liebesempfindungen aufgeweckt wurde, sich tröstet.

Das Abenteuer der Prinzessin Alice nimmt nur den kleinsten Teil des Buches ein; die Reise des Königs zur Entdeckung seiner Tochter, sein Verhältnis zu Frauen «eines Harems, seine Gespräche mit Nixis und Giglio, des letzteren verschiedene Liebschaften ziehen die Hauptaufmerksamkeit auf sich. Die geschilderten homosexuellen Beziehungen erheben nicht den Anspruch auf poetische Gestaltung oder psychologische Tiefe oder charakteristische Realistik; sie sind ebensowenig ernst aufgefasst und aufzufassen wie das ganze Buch; das Ganze ist nur gleichsam das Szenarium, um dem Dichter Gelegenheit zu geben, seinen Witz, seinen Humor, seine satyrische Ader, seine Paradoxien, namentlich über geschlechtliche Ungebundenheit, glänzen zu lassen. Louys will griechische Naivetät mit gallischem Geist vermengen. Der Esprit fehlt nicht; aber die absichtlich gesuchte Naivetät lässt von gesunder Natürlichkeit wenig übrig und grenzt oft fast an Schlüpfrigkeit. Die Erzählung erinnert an Voltaire's „Contes,“ aber mit mehr operettenhaften Zügen und Personen. Von dem griechischen Klassizismus der „ Chansons de Bilitis“ und der vollendeten, poesievollen Schönheit der „Aphrodite“ ist in dem Roman wenig, sehr wenig, übrig geblieben.

10) **Meebold**, Alfred: ‚Dr. Erna Redens' Thorheit und Erkenntnis.‘ Novelle aus dem Novellenband: „Allerhand Volk*. (Verlag Vita, Berlin 1900.)

Die Aerztin Dr. Erna Redens hat sich in einen männlichen Kollegen verliebt. Der Malerin Lucie Brenner, welche sich mit besonderer Zuvorkommenheit und teilnahmsvoller Freundschaft ihr genähert, gesteht sie ihre unglückliche Leidenschaft. Beide Frauen reisen nach Italien, Dr. Redens in der Hoffnung, allmählig Linderung ihrer Seelenqualen zu finden. Lucie Brenner ist homosexuell und liebt ihrerseits leidenschaftlich Dr. Redens, verbirgt jedoch ihr Gefühl der anders gearteten Freundin. Aus Anlass eines Streites der Brenner mit einer Bekannten, einer excentrischen Malerin, errät Dr. Redens ihre wahre Empfindung. Bald darauf tötet sich Lucie, nachdem sie weiss, dass sie der Freundin nicht mehr unentbehrlich ist, deren Leidenschaft zu dem Arzt die frühere Heftigkeit verloren hat.

Von den 85 Seiten der in Tagebuch-Form geschriebenen Novelle sind ungefähr 70 mit der Beschreibung der unglücklichen Liebe der Redens' und ihrer bis zu Selbstmordgedanken gesteigerten seelischen Qualen und Leiden angefüllt, wobei zahlreiche psychologische, ästhetische und philosophierende Betrachtungen eingestreut sind. Die Novelle erweckt trotz ihrer geistreichen Einzelheiten den Eindruck des nicht völlig Ab gerundeten, Bruchstückartigen. Zwei Stellen, welche von einem feinen Verständnis und einer treffenden Beurteilung der Homosexualität zeugen, verdienen ganz wiedergegeben zu werden. — S. 42: „Ein seltsames Bätzel der Natur, eine der Fragen, über die

ich nicht in's Klare kommen kann. Sie scheint das logische Gebäude der Entwicklungsgeschichte über den Haufen zu werfen. Jedenfalls bildet diese Erscheinung vorläufig eine krasse Inkonsequenz gegenüber der sonstigen Zweckmässigkeit der Schöpfung und kann, so lange nicht ihre mögliche lokale Ursache nachgewiesen ist, als Gegenbeweis der Darwinschen Zuchtwahl ausgenützt werden, da gerade unter den geistig hochstehenden Menschen ein grosser Prozentsatz so veranlagt scheint oder wenigstens die Veranlagung streift. Man müsste höchstens die Zuchtwahl als bloss auf die körperliche Entwicklung gerichtet annehmen, was jedoch, beim Menschen wenigstens, offenbar nicht der Fall ist. Die Verschiedenheit in der Auslegung dieses Punktes mag wohl das Geschrei über Degeneration und Decadententum veranlasst haben. Mir scheint, dies sei bloss eine Begriffsfrage, d. h. wir werden eben mit der Zeit fortschreiten und unseren Begriff vom sogenannten normalen Menschen ändern müssen. Wie wenig das alles festliegt, weiss man erst, wenn man Pathologie studiert und gesehen hat, dass es oft eine quälende Gewissensfrage werden kann, ob man einen Menschen für pathologisch erklären soll oder nicht. Schliesslich entscheidet auch hier die Majorität — und die irrt häufig, auch wenn sie sich aus gebildeten Leuten zusammensetzt. Die bona fides kann darum doch bestehen; unser Wissen ist noch lückenhaft, wir urteilen meist nach der Theorie. Wie viele Theorien sind durch eine neue Entdeckung umgestossen, wie viele dadurch bestätigt worden? Das wird sich ziemlich die Wage halten.“ — S. 78—80: „Der Hungernde, der Frierende, der Kranke, der unglücklich Liebende wird verstanden und darum sucht man seinem Elend abzuhelpen. Aber das! Es ist nicht anerkanntes Elend. Die grosse Mehrzahl kennt und versteht es nicht, und deshalb macht sie einen grossen Strich darunter und erklärt es für nicht bestehend. Diese Frage existiert nicht. Man rechnet nicht damit als mit einer Erscheinung der Natur, man betrachtet es, wo man auf seine Spuren stösst, als Ausfluss der Verderbtheit und überweist es dem Strafrichter, oder als noch Schlimmeres und schiebt es dann dem Irrenarzt zu. Ich sehe auch nicht, wie da abzuhelpen ist, solange sich unsere ganzen sozialen Verhältnisse auf dem sexuellen Unterschied von Mann und Frau aufbauen. Es scheint mir, dass nur auf eines hingearbeitet werden kann: die Verachtung aus der Welt zu schaffen, die solchen Naturen anhängt. Wir Normale können das nie verstehen, da wir uns nicht hineindenken können, aber das ist kein Grund, es zu verachten. Wenn wir Spargel nicht lieben, können wir auch nicht verstehen, warum ein anderer ihn gern isst — wir verachten ihn deshalb doch nicht. Ein Wagnerianer sieht geringschätzig auf einen Donizetti-Verehrer herab: er versteht das nicht, aber er verachtet darum nicht den ganzen Menschen. Dasselbe könnte nach und nach in dieser Frage erreicht werden, denn dass die vox populi keine vox Dei ist, sondern oft irrt und, wo sie irrt, geändert werden muss, darüber sind sich längst alle Verständigen einig. Die Erreichung dieses Zieles steht freilich noch in weiter Ferne, denn solange das Strafgesetzbuch nicht seinen Standpunkt ändert, ist überhaupt nichts zu machen. Und selbst dann mag es noch Jahrhunderte dauern, ehe die wissenschaftliche und die Herzensbildung soweit in die grosse Masse eingedrungen sind, um sie mit diesem Vorurteil brechen zu lassen. Hindernd steht dem auch entgegen, dass gewiss viele der so Veranlagten, da sie sich vereinsamt fühlen, zu Sonderlingen werden; kleine Anomalien, wie sie fast jeder Mensch heute besitzt, können sich dann in recht störender Weise entwickeln. Hindernd wirkt ferner, dass viele im Groll gegen die Natur und die Ungerechtigkeit der Menschen das Mass verlieren und sich jeder moralischen Verpflichtung für enthoben erachten. Das alles erklärt sich sehr natürlich, denn jede Pflanze verkümmert und verwächst, wenn sie sich nicht nach ihrer Eigenart entwickeln kann, und das alles wäre zu bessern. Man darf nur nicht immer wieder den fatalen Trugschluss machen: diese Sache ruft solche schädlichen Konsequenzen hervor, folglich ist sie schlecht und muss ausgerottet werden. Der Antisemit urteilt nicht anders; die Inquisition, die Christenverfolgungen entsprangen demselben Grundsatz. Und überall stecken die Utilitätsgründe dahinter, deren falsche Moral in die Augen springt. . .“

11) **Mirbeau:** „Octave“. Le Journal d' une femme de chambre. (Paris, Charpentier 1900.)

In diesem Tagebuch des Kammermädchens Celestine kommen verschiedene Stellen über gleichgeschlechtlichen Verkehr vor.

1) In einer Familie zeigt die englische Gouvernante, namentlich, wenn sie betrunken ist, homosexuelle Neigungen zu Frauen.

Eine Scene wird mit brutaler, fast widerlicher Realität geschildert, wo die trunkene Gouvernante, Liebesworte stammelnd, die spät nachts heimkehrende Herrin mit aufdringlicher Zärtlichkeit, unzüchtigen Betastungen und Umarmungen belästigt, um dann, von ihrer Herrin zurückgestossen, ähnliche Versuche gegenüber dem sie wegführenden Kammermädchen zu wagen (S. 150—152).

2) Unter den Gästen, welche der Romanschriftsteller Charrigaud zu seinem Festessen einlädt, befinden sich auch „Henry Kimberley, symbolistischer Musiker, glühender Päderast, und sein junger Freund Lucien Sartory, schön wie eine Frau, geschmeidig wie ein Handschuh aus schwedischem Leder, schmal und blond wie eine Zigarre* (S. 256). Sartory lässt bei Tisch in cynischer Form eine Bemerkung fallen über sein widernatürliches Verhältnis zu Frauen; worauf ein anderer Gast, den beabsichtigten Sinn dieser Worte erratend, erwidert, es komme darauf an, wo man die natürlichen Gefühle suche, während die Gastgeberin dann taktlos in den Ruf ausbricht: „Sartory, es ist also wahr? Auch sie sind so!“ (S. 266—267.)

3) Celestine, eine Zeit lang stellenlos, hält sich einige Wochen in einer von Schwestern geleiteten Anstalt auf, wo allabendlich unter stillschweigender Duldung der Schwestern die Mädchen im grossen Schlafsaal homosexuellen Vergnügungen sich hingeben. Celestine wird durch ihre Freundin Cliche zu gleichgeschlechtlichen Praktiken verleitet, welche sie schon längst aus Neugierde gern kennen lernen wollte. Während Cliche dauernd homosexuell ist (vor Jahren durch eine ihrer Herrinnen verführt), bildet der gleichgeschlechtliche Verkehr für die mannstolle Celestine nur eine vorübergehende, bedeutungslose, in Ermangelung des Mannes erwünschte angenehme Episode. (S. 344—346.)

4) Der achtzehnjährige bildhübsche Liebhaber der älteren Köchin Eugenie wird vom Kutscher als Buhlnabe bezeichnet, über den der in der Nachbarschaft wohnende Baron nähere Auskunft geben könne. (S. 453.)

Die Scenen sind in dem Geist des zwar amüsant, aber sehr frei, raffiniert-brutal, absichtlich in der Denkgangsart einer verdorbenen Pariser Kammerzofe geschriebenen Romans gehalten, und die Homosexualität wird von dem Standpunkt einer solchen Zofe als Ausfluss eines wenn auch nicht schlimmen, so doch anderen geschlechtlichen Ausschweifungen gleichzustellenden Lasters ironisiert.

12) **Niemann,** August: „Zwei Frauen“. Roman. *) E. Pierson's Verlag. Dresden und Leipzig 1901.

Die Frau eines Konservatorium-Direktors knüpft mit einer unverheirateten Klavierlehrerin, die der Mann zuerst gegen den Willen seiner Frau für seine Unterrichtsanstalt annimmt, später ein lesbisches Verhältnis an. Der Direktor wird argwöhnisch; es erfolgen einige Auftritte, die stark an Belot's: „Mademoiselle Giraud ma femme“ erinnern. Die Direktorin geht mit ihrer Geliebten durch, wird von ihrem Gatten zurückgeholt, verlässt ihn aber nochmals. Es kommt zur Scheidungsklage. Ehe diese beendet wird, stirbt die Frau, nachdem sie sich mit ihrem Gatten versöhnt, an einer nicht näher bezeichneten Krankheit, und der Roman ist damit zu Ende.

Etwas Weiteres als hergebrachtes Lesefutter für Leihbibliotheken ist in dem Erzeugnis von Niemann nicht zu suchen. Gegen Belot's angeführtes Urbild, das jedoch selbst weit vom Kunstwerk entfernt ist, sticht das Machwerk in einer für das deutsche Schrifttum wenig schmeichelhaften Weise ab.

13) **Päladan** (Le Sar): „La vert'u supröme“. (Flammarion dd. Paris 1900.)

In Kapitel 25 „Amitié héroïque“ wird die innige Freundschaft dreier junger Leute geschildert, welche eine gemeinsame Liebe zur Kunst und gleichartiges geistiges Interesse zu festem Bund vereinigt. Hieran knüpft Verfasser einige allgemeine Bemerkungen: Die intellektuelle Freundschaft, die leidenschaftliche Gemeinschaft der Geister sei der Frau unbekannt, die nur Wollust oder Sentimentalität zu entwickeln vermöge.

Der hehren Freundschaft stellt P^äladan die starken, aber in Laster ausartenden Verhältnisse der Sträflinge und Matrosen entgegen. Die edle, geistige Freundschaft

*) Mitgeteilt von Herrn Dr. Hb.

455

fände sich namentlich bei jugendlichen Geistern zur Pubertätszeit; das Streben nach einem gemeinsamen Ideal verleihe ihr oft einen Charakter seltener Grösse.

Es sei nicht zu leugnen, dass im Altertum, z. B. bei dem Verhältnis zwischen Sokrates und Alkibiades, sich ein sinnliches Element in die geistige Freundschaft gemischt: Die griechische Päderastie habe Geist und Wollust vereinigen wollen — eine zu missbilligende Verirrung, die bei Manchen wohl ernst gemeint gewesen -sei.

Drei Kapitel (27, 29, 31), „Les Gynandres“ überschrieben, beschäftigen sich mit der lesbischen Liebe. Die Marquise von Faventine hat die gleichgeschlechtliche Liebe gekostet und die lesbische Welt kennen gelernt. Eine Zeit lang von Paris entfernt und dem Treiben der Gynander entfremdet, kehrt sie zu ihren alten Bekannten zurück. Sie findet den lesbischen Kreis aufgelöst und in Verfall. Die einen haben sich verheiratet, die anderen zurückgezogen etc. Der Lesbismus ist ausser Mode geraten. Die Marquise giebt ein grosses Fest, zu welchem auch zahlreiche Lesbierinnen erscheinen; sie will ein junges, unverdorbenes Mädchen aus der Provinz, das sie sich ausgewählt, verführen und der Gesellschaft offen als ihre Geliebte vorstellen, aber einige Herren, Landsleute des Mädchens, durchschauen ihre Pläne und bringen das unerfahrene Kind fort. Faventine wird durch den Aesthetiker Baucens wieder zur normalen Liebe bekehrt.

Die trockene Inhaltsangabe kann keinen Begriff des Charakters dieser 3 Kapitel geben, die hauptsächlich in geistreichelnden Gesprächen zwischen der Marquise und ihren Freundinnen sowie eigenen philosophierenden, Betrachtungen des Verfassers bestehen. Pöladan beabsichtigt kaum eine realistische Darstellung der Gynander und nur zum kleinsten Teil eine Sittenschilderung, er will vielmehr den Lesbismus als Ausdruck gewisser Gedanken in symbolistischer, halb ernster, halb satyrischer Form dem Roman einfliegen; dabei bieten diese Kapitel die gleiche Unklarheit, Verschwommenheit und teilweise Lächerlichkeit, wie ein grosser Teil des Buches überhaupt. Der Roman an sich bildet das übliche Gemengsel der heterogensten Auslassungen, dem man auch in den früheren Werken von P^äladan, dieses in litterarischen Kreisen nicht ernst genommenen Poseurs und teilweise possenhaften Komödianten begegnet. Einige feine und treffende Aperçus interessieren,

verschwinden aber in dem ungeordneten Gonglomerat seltsamer Philosophisterei. Auch in diesem Roman spielt eine Hauptrolle der Bund der Rosenkreuz-Ritter, ein mystischreligiöser, philosophischer Verein mit Anklängen an die Parsi vallegen de und Erinnerungen an mönchisches Leben.

Der Hauptgedanke des Buches lässt sich vielleicht erblicken in der Verherrlichung der wahren, edlen Liebe, welche auch der Sinnlichkeit und der dauernden, Körper und Geist umfassenden Leidenschaft, die den Menschen emporhebt und adelt, volle Berechtigung gewährt. Im Gegensatz zu diesem echten Gefühl steht die Ausartung der Liebe und als schlimmste Form der Lesbismus einerseits und andererseits die von dem Meister der RosenkreuzRitter gepredigte völlige Ueberwindung des Fleisches und höchste Geistigkeit. Die Ritter dieses Ordens selber haben aber die Macht der wahren Liebe entweder empfunden oder sehnen sich nach einem solchen ihr ganzes Leben erfüllenden Gefühle, das sie als das Ideal der höchsten Tugend erkannt haben.

14) **Pernauhm**, Fritz, Geron: „Ercole Tomei“. Roman. (Verlag von Max Spohr, Leipzig 1900.)

Ercole Tomei, der uneheliche Sohn einer italienischen Mutter, und Büchner, der Spross' einer norddeutschen Bürgerfamilie, haben sich auf dem Gymnasium eng aneinander angeschlossen. Zwischen dem Primaner Büchner und dem einige Jahre jüngeren Obertertianer Tomei kommt es bald zu innigem Freundschafts- und Liebesbündnis. In Büchner's Zimmer, durch dessen Fenster Tomei nachts an einem herahgeworfenen Seile heraufkletternd einstieg, haben sie traute Stunden verbracht und sich in leidenschaftlicher Jugendliebe gefunden. Ihr Liebesbund dauert auf der Universität fort, kaum zeitweise durch kleine Liebeleien Tomei's mit Weibern unterbrochen, bis Tomei ein Mädchen aus anständiger Familie, in das er sich verliebt, heiratet. Das junge Ehepaar und auch der alleinstehende reiche Büchner siedeln nach Berlin über. Tomei hat sich inzwischen zum Künstler (Musiker) ausgebildet Büchner bleibt Hausfreund, aber die bisherigen Beziehungen hören auf; er will nicht zu einer entwürdigenden Teilung sich bequemen oder den Freund zum Bruch der beschworenen ehelichen Treue verleiten. — Zwei Jahre lang verkehrt Büchner fast täglich bei den jungen Eheleuten, kühle Freundschaft erheuchelnd und seine immer noch glühende Leidenschaft hinter gleichgültiger Maske verbergend. — Eines Tages macht Tomei die Bekanntschaft des berühmten Sängers Bullmann. Dieser veranlasst Tomei, mit ihm nach Genf zu reisen, um dort in einem gemeinsamen Konzert aufzutreten. — Tomei hat an Blick und Benehmen des Sängers den Homosexuellen erkannt und seine Absichten erraten. Trotzdem hegleitet er ihn nach der Schweiz, halb aus Neigung, halb aus Schwäche und Eitelkeit. — Büchner, der die Wahrheit vermutet, reist ihm nach. Er will wohl entsagen, aber nur, wenn kein Anderer die Gunst des Geliebten erwirbt. Tomei, der die Kälte Büchner's als das Erlöschen seiner Liebe gedeutet hatte, fällt ihm in die Arme. Bullmann reist ab. Die Liebe der alten Freunde lodert neu auf, völlig versöhnt kehren sie nach Berlin zurück und nehmen das frühere Liebesverhältnis wieder auf. Einige Wochen vergehen. Die Liebe Büchner's wird immer gebieterischer, eifersüchtiger, ausschliesslicher. — Er weiss Frau Tomei zu überreden, einige Zeit zum Besuche ihrer Eltdm Berlin zu verlassen, angeblich, damit die Liebe ihres Mannes, dessen manchmal eigentümliches Benehmen den Argwohn der jungen Frau erweckt hatte, aus der zeitweisen Trennung neu gekräftigt hervorgehe. Die Freunde verbringen einige ungetrübte Tage des Zusammenseins. — Eines Abends lässt sich jedoch Tomei zu einem vorübergehenden Abenteuer mit einem jungen Arbeiter hinreissen. Büchner ist ihm gefolgt und entdeckt seine Untreue. Es kommt zu lebhafter Auseinandersetzung; als Büchner sogar thätlich wird, zieht der heissblütige Tomei einen Revolver. Büchner entwindet ihm die Waffe und schießt auf den Freund, der getroffen niedersinkt. Tomei weiss durch die erfundene Erzählung eines Raubanfalls jeglichen Verdacht von dem Freunde abzulenken und verzeiht ihm. — Unter der Pflege

des Geliebten und der zurückgekehrten Frau heilt die Wunde schnell; die Kugel ist aber nicht zu entfernen. — Im Charakter Tomei's hat das Ereignis eine Wendung hervorgebracht; jetzt, wo er empfunden, bis zu welchem Grade Büchner ihn geliebt, gehört er ihm und nur ihm voll und ganz an. Seiner Frau entgeht die Umwandlung in seinem Wesen nicht, sie fühlt, dass sie ihm gleichgültig geworden, und entschliesst sich, ihren Mann zu verlassen. Vergeblich will sie zuvor von Büchner die wahre Ursache der Aenderung erfahren und nach der Frau, die ihr, wie sie glaubt, die Liebe ihres Mannes gestohlen, forschen. Büchner weiss jetzt, dass er den Freund für immer gewonnen. Die Abreise der Frau, der Revolverschuss, die innige Freundschaft beider Männer erregen in der Gesellschaft Verdacht, die wahre Natur des Verhältnisses beider Freunde „sichert durch“. Beide verlassen Berlin und reisen nach Italien, aber in Rom befällt Tomei eine beängstigende Schwäche: die nicht entfernte Kugel ist dem Herzen gefährlich geworden. Tomei stirbt in den Armen des Geliebten.

Der Roman ist eine wohlgelungene homosexuelle Studie. — Styl und Sprache hätte ich abgerundeter gewünscht; die Katastrophe wäre wohl auch besser auf andere Weise herbeigeführt worden, als durch den etwas groben Effekt des Revolverschusses; der Entschluss der Frau Tomei, ihren Mann zu verlassen, und seine sofortige Ausführung scheint mir nicht genügend motiviert; aber andererseits dienen diese Mittel nur dazu, die Wandelung in der Seele Tomei's zu erklären, und diese Aenderung ist mit Verständnis und Geschick entwickelt. Die Mängel des Buches werden durch seine Vorzüge weit überwogen. Auf den «ersten Blick wird man vielleicht geneigt sein gewisse Widersprüche und manches Unwahrscheinliche in den Gefühlen und Handlungen Tomei's zu finden, aber das Gemisch von Schwäche, Eitelkeit und Güte, aus dem sich sein Charakter zusammensetzt, sein heissblütiges italienisches Temperament und die psychische Hermaphrodisie, die den Urgrund seines Wesens bildet, machen ihn vollauf begreiflich. — Obleich der Verfasser psychologische Einzelheiten vermeidet, lassen die Handlungen und das Benehmen Tomei's seine zwitterhafte Natur hervortreten. Tomei vermag zu gleicher Zeit zweierlei verschiedenartige Liebe in sich zu vereinbaren, die Liebe zu seiner Frau und die Liebe zu Büchner. Solche Fälle der Neigung zu beiden Geschlechtern sind nicht selten und bei Tomei um so erklärlicher, als er aus einem Lande stammt, wo man derartigen doppelseitigen Naturen häufiger begegnet. — Büchner ist der echte Homosexuelle, aber nicht der Durchschnittsurning, sondern der virile, ernster Liebe fähige Konträre, der nur einmal liebt und dann fürs Leben. — Bullmann dagegen vertritt den Typus des mehr weibischen, gutmütigen, flatterhaften, in seinen Neigungen wechselnden, liebenswürdig oberflächlichen Homosexuellen. — In dem Roman sind die sinnlichen Elemente in den Hintergrund gerückt und direkt geschlechtliche Situationen diskret übergangen; die soziale und strafrechtliche Seite wird gleichfalls nicht behandelt; das Interesse des Buches besteht vielmehr in der trefflichen Seelenmalerei beider Helden, in der Schilderung ihrer Charaktere und Gefühle und deren Reaktionen. Diese psychologische Analyse wird mit derselben Selbstverständlichkeit entwickelt, an die man bei der Darstellung ähnlicher Beziehungen zwischen Mann und Weib gewöhnt ist. Meist ist in den bisherigen belletristischen Erzeugnissen homosexuellen Inhalts die Homosexualität entweder verschleiert, oder in überschwängliche oder auffällige Freundschaftsgefühle gekleidet, oder aber sie wird in Auflehnung gegen die herrschenden Vorurteile als aussergewöhnliches Gefühl, als die Empfindung, die erst nach ihrer Berechtigung ringt, wiedergegeben. Ein Vergleich z. B. mit den Werken Eekhoud's zeigt deutlich den zuletzt angedeuteten Unterschied. Eekhoud, dessen Romane und Novellen in Gedanken, Sprache und Darstellung ein grösseres künstlerisches Gepräge tragen, mehr poesievollen Schwung und eine kraftvollere künstlerische Eigenart aufweisen, schildert die homosexuelle Liebe als Kampfgefühl gegen die Norm, als verfehnte Empfindung, und die Homosexuellen als Ausnahmsmenschen, als Parias der Liebe. Bei

Pemauhm reihen sich seine Homosexuellen in die Gesellschaft ein, gleichsam als normale Glieder, die leben, fühlen und handeln wie die Heterosexuellen; aus ihrer Liebe entstehen zwar Konflikte, aber in ähnlicher Weise und mit ähnlichen Konsequenzen wie zwischen Mann und Frau. Die Ruhe und Selbstverständlichkeit, mit der die Beziehungen der beiden Männer vom Verfasser verfolgt und dargelegt werden, bringt den Eindruck der Natürlichkeit des homosexuellen Empfindens und der Gleichstellung mit der heterosexuellen Liebe gerade durch die schöne Objektivität des Erzählens hervor und vermag, ohne diese Absicht irgendwie zu verraten, überzeugend und aufklärend zu wirken.— „Ercole Tomei“ kann nur wärmstens empfohlen werden.

15) **Schlaf**, Johannes: „Das dritte Reich.“

S. 73 gelegentlich einer Schilderung des nächtlichen Londons begegnet man folgender Stelle:— „Da waren alte Herren, welche mit jungen Soldaten, die für ein Pfund Sterling schon ein übriges zu thun bereit waren, schönen, strammen, rotblütigen Jungens Verhältnisse anknüpften, und weiss der Teufel, was noch alles für Raritäten.“

16) **Schlaf**, Johannes: „Der Tod des Antichrist“ in der „Gesellschaft“ von Conrad und Jacobowski. Nummern vom 15. November und 1. Dezember 1900.

In einem farbensatten Gemälde schildert Schlaf die letzten Zeiten der Neronischen Herrschaft. Eine Seite, welche die Beschreibung des Geliebten des Kaisers, des Knaben Sporus, enthält, gebe ich wieder. Mit rythmischer Vollendung der Sprache führt uns Schlaf ein künstlerisch schönes Bild fortgeschrittener Effemination greifbar vor die Augen: — „Rosenbekränzt, in weichen, amethystfarbenen Gewändern, im Duft von Blumen, kostbaren Salben und Räucherwerken lag der Caesar in seinem goldenen Hause, von der Schaar seiner Günstlinge umgeben, beim Mahle. — Immer würdeloser ist diese Umgebung und Mahlgenossenschaft geworden. Dem Caesar zur Seite liegt der schöne, verschnittene Knabe Sporus. Nero hat ihn sich nach dem Tode der Poppäa Sabina, die infolge eines Fusstrittes verschieden, den er ihr, der Schwangeren, vor den Leib versetzt, mit allem Pomp und mit allen üblichen Zeremonien als seine rechtmässige Gemahlin antrauen und ihn mit allen den Kaiserinnen eigenen Ehrenzeichen versehen lassen. Gelegentlich seiner Reisen in Achaja ist ihm Sporus unter dem Namen Sabina überall in einer Sänfte vorangetragen worden. Den schlanken Leib in ein lichtblaues, koisches Gewand gehüllt, liegt Sporus dem Caesar jetzt zur Seite. Duftendes Haupthaar fällt ihm, von einem Kranz gelber Rosen umschlungen, mit dem lieblichen Hyacinthenschwung kastanienbraunen Gelockes auf die weiche Haut des Halses, eine linde, weisse Haut, von zartbläulichem Geäder durchhaucht. Dies Gelock umrahmt ein Antlitz von zart mädchenhafter Anmut. Zwei tief braune, grosse Augen leuchten darin, zwei übergrosse, verbuhlte Augen. Ihre Glut ist noch gehoben durch die Schminke, die seine runden Wangen bedeckt und nach orientalischer Sitte Brauen und Wimpern schwärzt. Aber der Ausdruck einer frühreifen, gereiztnervösen Intelligenz, einer Verfeinerung der Depravation ist in ihnen, zuckt um die Winkel des schönen Mundes und spielt um die Flügel der Nase, spricht launisch und böse, mit kurzen, klugen Gesten aus den weiss-zarten Händen, lebt in den Biegungen und Bewegungen des weichen, schlanken Körpers, und sie bestimmt den Ausdruck der hellen Knabenstimme, die sich in frechen, frühreifen Hetären Worten ergeht; eine so seltsame Stimme, wie die eines reifen, in allen Buhkünsten erfahrenen, gründlich verdorbenen Weibes, wechselnd in den Uebergängen unstäter Launen und Stimmungen, denen keinerlei Befriedigung versagt wird, vor denen die angesehensten Männer des Imperiums zittern.“

17) **Seydlitz**, R. von: „Pierre's Ehe“. Psychologisches Problem. (München, August Schupp; wahrscheinlich 1900).

Pierre, der schönste, kräftigste Bauernbursche des Vivarais in der Provence, hat sich in die wilde Jeanne, das seltsamste Mädchen des Dorfes verliebt, in „diesen Bub von einem Mädels, dieses tolle, muskelprotzige Frauenzimmer, mit den harten, braunen, gewaltigen Gliedern, mit den trotzigsten, festen Zügen im herben, magern Gesicht, dies kaum je Weib gewesene, unnahbare, stolze Ding mit den höhnnenden Lippen, dem hochgetragenen, männlichen Kopf und den stahlhart blickenden grauen Augen“. Sie hatte alle Liebhaber ausgeschlagen; trotz ihres instinktiven Hasses gegen jede Beeinträchtigung ihrer Freiheit hat sie den herrlichen Pierre angenommen. In ihm, der alle die Aufgaben, die sie ihm gestellt, durch beispiellosen Mut und unerschrockene Kühnheit gelöst, hat sie ihren Meister und Geliebten gefunden. Am Hochzeitsabend aber, als auf dem Heimweg Pierre sie zärtlich umschlingen will, empört sich ihr männliches Wesen gegen den Gedanken, einem Manne fürs Leben anzugehören. Sie entreisst sich ihrem Gatten und springt davon, die gähnende Schlucht hinunter. Sie stürzt ab. Ohnmächtig, aber im übrigen unversehrt, wird sie nach Hause getragen. Bei der Untersuchung, die der herbeigerufene Arzt vornimmt, entdeckt er mit Erstaunen, dass sie kein Weib, sondern ein Mann ist. — Im zweiten Teil der Novelle sind Pierre und die nunmehr zum Jean gewordene Jeanne in eine andere Gegend gezogen, wo sie als Zimmerleute arbeiten. Sie haben ihre Heimat verlassen, um dem Arzte zu entgehen, der Jean den Gelehrten in Paris als seltenen Fall vorstellen wollte. Niemand kennt ihre Vergangenheit. Seit zwei Jahren leben sie als gute Kameraden zusammen, aber das eigentümliche Verhältnis wird ihnen unerträglich. Pierre hat die Liebe zu Jeanne nicht vergessen und seine einstigen Gefühle für das Mädchen übertragen sich unwillkürlich auf seinen nunmehrigen Freund. Jean seinerseits — jetzt anstatt des mannhaften Weibes eher ein zarter Mann — liebt Pierre leidenschaftlich. Eine Nacht sind sie im Begriffe, sich liebend in die Arme zu fallen, aber das Entsetzen vor einer ihn unbegreiflich dünkenden Leidenschaft treibt Jean aus dem Zimmer fort. — Eine wohlbestallte sinnliche Nachbarin, die Wäscherin Louma, hat es auf die beiden ruhigen, verständigen Burschen abgesehen, einen von beiden will sie zum Manne haben. — An einem Festtag, wo Pierre und Jean etwas angetrunken sind, lässt sich Pierre durch die Reize der Wittwe verlocken und verspricht ihr in der Liebesumarmung die Heirat. Kurze Zeit darauf überrascht er unbemerkt seinen Freund, den Jean, in vertrauter Stellung mit einem Dienstmädchen. Aber Jean's Leidenschaft für Pierre ist trotzdem noch unvermindert. Bei der Nachricht von Pierre's Verlobung ergreift ihn tiefer Schmerz und Eifersucht. Als er den Namen der Braut erfährt, gesteht er dem Freund, dass auch er die Gunst von Frau Louma genossen und dass sie ihn in den weiblichen Verkehr eingeweiht. Von Wut über die Verspottung seiner Braut ergriffen, stürzt sich Pierre auf den Freund, sie ringen mit einander. Pierre stösst mit einem steinernen Krug zu. Als er Jean blutüberströmt niedersinken sieht, entflieht er, nimmt Dienst in der Kriegsmarine und stirbt nach Jahr und Tag in Saigon. Jean ist von der Wunde genesen und lebt unverheiratet als Zimmermann im Dorfe weiter.

Die frisch und lebhaft geschriebene Novelle ist namentlich psychologisch recht interessant, obgleich der Verfasser die seelischen Vorgänge mehr andeutet als ausführt und ohne tieferes Eindringen nur an der Oberfläche haften bleibt. Die zum Teil recht hässlichen, dem Text beigegebenen Zeichnungen würde man gern entbehren. In einem Nachwort giebt Verfasser selber eine Erläuterung seiner Novelle. Danach hat sich der Fall wirklich in den Vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zugetragen. Seydlitz bemerkt, er habe die wissenschaftlichen, trockenen Notizen als erstes Gerippe der Darstellung stehen lassen und der physiologischen Seite der Frage ihre Schärfe dadurch benommen, dass er die psychologische heller als jene beleuchtet habe. — Jean sei Pseudohermaphroditus completus.

Unmengen ähnlicher Fälle mögen der Wissenschaft entgangen sein, wie Kunstwerke des Altertums, Gesetze und Sagen vermuten liessen. Zugleich verweist Verfasser des Näheren noch auf die medizinische Litteratur (namentlich Virchow's Archiv.)

18) **Tolstoi**, Leo, Graf: „Auferstehung“.

Im II. Teil, Kapitel XXI sprechen die Richter des Kassationshofes über den Fall des auf der Begehung homosexueller Handlungen ertappten Departementsdirektors. Während der eine Richter seinen Abscheu kund giebt, weist ein anderer (Skoworodnikow) auf das Projekt eines deutschen Schriftstellers hin, der geradezu vorschlägt, so etwas nicht mehr für ein Verbrechen zu halten, so dass die Ehe zwischen Männern möglich wäre, und auf die Bemerkung eines dritten Richters, dass der Direktor zum Gouverneur irgend einer sibirischen Stadt ernannt werden soll, fügt Skoworodnikow ironisch hinzu: „Und es ist ausgezeichnet. Ein Bischof mit dem Kruzifix wird ihn empfangen. Man müsste nur auch einen eben solchen Bischof haben. Ich würde ihnen einen solchen empfehlen.“ — Im Kapitel XXIV machen sich die kokette Mariette und die Gräfin Iwanowna lustig über den Fall des Direktors und im III. Teile von Kapitel XXIV trifft; Nechljudow in Sibirien am Tische eines Generals und Gouverneurs mit jenem Direktor zusammen, der inzwischen thatsächlich zum Gouverneur einer entfernten sibirischen Stadt ernannt worden ist. Er schildert ihn „als einen rundlichen Menschen mit gelichtetem, frisierten Haar, mit zarten, blauen Augen, sehr breit nach unten, mit gepflegten, weissen, von Ringen bedeckten Händen und mit angenehmem Lächeln“, dadurch ausgezeichnet, „dass er inmitten käuflicher Beamter allein sich nicht bestechen liess“.

- **Anmerkung 1 von Numa Prätorius.**

Im Monat Mai 1901 erscheint im Verlag von Brückner und Niemann in Leipzig ein homosexueller Roman des bekannten Schriftstellers Wilhelm Walloth unter dem Jahrbuch m. 30

"Titel „Ein Sonderling“. Der Roman spielt zur Renaissancezeit und schildert einen fürstlichen Homosexuellen und eine, abgesehen von der geschlechtlichen Seite, charakteristische umische Eigenart. Soweit ich dies nach den mir zu Gesicht gekommenen Korrekturbogen beurteilen kann, wird sich der Roman namentlich auch durch die spannende Gestaltung der Erzählung und durch dramatische Lebendigkeit auszeichnen. Ich möchte daher nicht versäumen, schon jetzt auf dieses belletristische Erzeugnis besonders aufmerksam zu machen.

- **Anmerkung 2 von Numa Prätorius.**

Ich habe absichtlich, um den Vorwurf der Voreingenommenheit und des tendenziösen Bestrebens möglicher Heranziehung homosexueller Gefühle zu vermeiden, verschiedene belletristische Schriften, bei welchen gewisse Stellen zwar den Gedanken an eine homosexuelle Deutung nahe legen, aber keinen sichern Schluss auf eine solche zulassen, nicht in die Bibliographie aufgenommen.

So hat man mir die Vermutung ausgesprochen, dass Otto Ernst's „Jugend von Heute“, das in den letzten Jahren mit grossem Erfolg in vielen Städten Deutschlands aufgeführte Schauspiel,*) einen Homosexuellen schildere. Der Held weist zwar einige verdächtige Züge auf, aber ich glaube nicht, dass Verfasser in ihm einen Homosexuellen darstellen wollte. Das Verhältnis zwischen den zwei Männern ist nur als ein freundschaftliches, nicht als ein homosexuelles aufzufassen.

Zweifelhafter erscheint die Natur des Kammersängers in dem gleichlautenden geistreichen, reizenden Einakter von Wedekind (München, Albert Langen, Verlag

*) Der literarische Wert des Stückes steht nicht im Verhältnis zu dem Erfolg; Verfasser rechnet auf die größeren Instinkte der Masse und operiert teilweise mit der verbrauchtesten Theatermacherei.

für Litteratur und Kunst, 1900). Der Sänger wird kurz vor seiner Abreise von verschiedenen Personen belästigt, darunter von einem jungen; verliebten Mädchen, sodann von einer verheirateten Frau) die sich ihm in die Arme geworfen hatte und entführt sein will. Beide weist er ab. Die Szene mit der Frau enthält einige Stellen, die bedenklich an homosexuelles Empfinden erinnern. Aber die Handlungsweise des Sängers wird auch ohne Zuhilfenahme der Homosexualität begreiflich: Das kontraktmässige Verbot, mit einer Frau zu reisen, die Eitelkeit des verwöhnten, an ähnliche Gefühlsausbrüche gewohnten Sängers, sein Mangel an Sentimentalität und -Leidenschaft, die Furcht vor unliebsamen Störungen in seiner Künstlerlaufbahn etc. erklären vollauf sein Verhalten. Ein Satz allerdings giebt besonders zu denken, nämlich der Ausspruch Görard'a: „Keiner von uns liebt diesen oder jenen, ausser dem, der nur einen kennt. Jeder liebt seine Art, die er überall wieder findet, wenn -er einmal Bescheid weiss.“ — .Es scheint fast, als habe der Verfasser absichtlich die Vermutung auf homosexuelle Natur seines „Helden* erwecken und, in seiner geistreichen Weise über die von ihm dargestellte Person und über den Leser sich gleichsam lustig machend, zu erkennen geben wollen, wofür er den Sänger hält, dabei aber den ganzen Dialog so zweideutig eingerichtet, dass ebensogut eine heterosexuelle Deutung möglich ist.

Auch in Max Kaufmann's „Leiden des modernen Werter“, Roman*) (Zürich, Caesar Schmidt, 1901), sollen sich Anklänge an Homosexualität finden, obgleich an keiner Stelle das Problem offen und unzweideutig behandelt wird. „Der Held,, ein willensschwacher, nervöser Mensch, schwankt zwischen zwei Frauen. Aber nebenbei zeigt sein Charakter reichlich homosexuelle Züge und in

*) Mitgeteilt von Peter Hameeher.

dem Verkehr mit seinem Schüler, dem kranken, blassen .und zärtlichen Kommerzienratssöhnchen, scheint es oft, als ob das unter der Oberfläche Glühende plötzlich hervorbrechen wolle.“

[468]

Kapitel III: Besprechungen des Jahrbuchs.

1) **Anonym:** Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ (vom 27. Dezember 1900).

Rezensent referiere mit einigem Widerstreben über das Jahrbuch, weil der Hinweis auf dasselbe einer Verbreitung in Kreisen, wohin das Buch nicht gehöre, förderlich sein könne. Nachdem jedoch heute Lexica und sonstige Schriften jegliche Orientierung leicht erlaubten, brauche das Werk wegen seines Inhalts nicht übergangen zu werden. Als Zweck des Jahrbuchs wird dann die Abschaffung des § 175 betont und das Streben des Komitees hervorgehoben. Man wisse, dass viele bedeutende Namen im Verdacht der Homosexualität gestanden. Fraglos neige die heutige Wissenschaft dahin, den Trieb als krankhaften zu bezeichnen, denn das Begehren und Fühlen stehe in einem direkten Gegensatz zur körperlichen Beschaffenheit. Das dürfte ein Prüfstein sein, ob etwas normal oder abnorm zu nennen sei. Ob der Trieb angeboren oder erworben, stehe noch zur Diskussion, man neige vom wissenschaftlichen Standpunkt mehr zur ersteren Auffassung. Sobald man diese Ansicht gewonnen,

leuchte die Forderung nach Individualisierung und Toleranz in der Rechtspflege ein. Unter den Aufsätzen wertet Rezensent den von Richter Z. am höchsten. Er bemerkt sodann noch ausdrücklich, dass das Komitee von der lautersten Gesinnung geleitet sei. Wie weit seinen Wünschen im modernen Staatsleben willfahrt werden könne, liesse sich noch nicht absehen.

Wie in anderen Rezensionen wird auch hier Form; Ausstattung und Druck lobend hervorgehoben *

2) **Anonym:** „Deutsche Medizinische Presse“ (Redaktion Dr. Birnbaum), Nr. 14 vom 24. Juli 1900.

Das Jahrbuch bringe reichhaltiges Material für die Entscheidung der Frage, ob die Ausübung des homosexuellen Triebes als Verbrechen anzusehen sei oder nicht. Wie es Jahrhunderte lang gedauert habe, ehe man davon abgesehen, Geisteskranke als Verbrecher zu behandeln, so werde bis zur Streichung des § 175 noch längere Zeit verfließen. Heute werde kein Unterschied gemacht bei Verletzung dieses Paragraphen, ob es sich um einen Wüstling handle oder um einen von Natur mit perversen Gefühl ausgestatteten Mann. In jedem gerichtlichen Falle sollten Sachverständige darüber vernommen werden, ob Homosexualität vorliege oder nicht; Der Inhalt des Aufsatzes von Moll wird dann kurz angegeben und werden die übrigen Arbeiten näher erwähnt. Hierbei wird das Kapitel von Jäger für wenig wertvoll gehalten. Es fände sich hier, wie in einzelnen der anderen Aufsätze die Neigung, recht viele grosse Männer zu den Homosexuellen zu rechnen, z. B. auch Goethe und Humboldt. Jeder grosse Mann, der Junggeselle geblieben, werde zum mindesten als homosexuell verdächtigt. Das ginge entschieden zu weit Goethe sei so normal-sexuell als möglich. Ganz verkehrt sei es, das Gedicht „An den Mond“ zur Beglaubigung heranzuziehen wegen seiner beiden letzten Verse. Rezensent erörtert dann die Veranlassung dieses an die innig geliebte Frau von Stein gerichteten Gedichtes, die Stimmung des von der Geliebten entfernten, melancholisch gestimmten Goethe und betont, dass Frau von Stein selber später das Gedicht zu einer Nachdichtung benutzt habe, was sie nicht gethan hätte, wenn es an einen Mann gerichtet gewesen wäre. Bei den Antworten der Priester wird der freimütige Ton einzelner (geistlichen über den Glauben an die Bibel als bemerkenswert bezeichnet, die sich nicht verpflichtet fühlten, die naturwissenschaftlichen, teilweise sogar die sittlichen Anschauungen der Bibel unbedingt anzuerkennen.

Mit dem Wunsche, auch die Aerzte möchten sich in den Inhalt des Jahrbuchs vertiefen, schliesst die Kritik.

Dass das Gedicht „An den Mond“ an eine Frau, eine Geliebte gerichtet war und dass Goethe's Heterosexualität über alle Zweifel erhaben ist, nehme auch ich an, jedoch möchte ich darauf hinweisen, dass bei Goethe in seiner früheren Jugend, im Zeitalter der Pubertät, gewisse Züge homosexuellen Empfindens gefunden werden dürften. Auch später stand er derartigen Gefühlen nicht feindselig gegenüber und hat an manchen Stellen seiner Werke ein gewisses Verständnis für die Homosexualität gezeigt. — Vor der Tendenz, grosse Männer allzu leicht für homosexuell zu erklären, möchte auch ich warnen; mit Recht legt man die bisherige Prüderie bei Seite und erforscht die Homosexualität in Geschichte und Litteratur, aber voreilige Schlüsse sind zu vermeiden, nur ein genau aus dem Leben und den Werken der Geisteshelden geschöpftes, auf triftige Gründe gestütztes Studium ist fruchtbar und der Erforschung der Homosexualität in Kultur- und Literaturgeschichte nutzbringend.

3) **Anonym:** In der „Zeit“, herausgegeben von Singer, Burkhard und Kanner (Wien), vom 30. Juni 1900.

Unter den Bücherbesprechungen wird auf das Jahrbuch II aufmerksam gemacht. Eine eigentliche Besprechung des Inhalts fehlt. Es wird ausgeführt, es gäbe eine geheime Welt, eine den meisten Menschen unbekannt Art von Freimaurerei unter den Homosexuellen. Der Arzt, Pädagoge, Soziologe, Strafrichter habe die Pflicht, diese Welt zu erforschen; dagegen sei es zweifelhaft, ob der Schleier des Geheimnisses auch für das grosse Publikum zu lüften sei, deshalb könne auf

eine Besprechung des Inhalts des Jahrbuchs nicht näher eingegangen werden, auch nicht auf die Frage, ob die Aufhebung des § 175 sittlich zulässig und sozial zweckmässig wäre. Zur Zeit hätten die Bestrebungen zur Beseitigung der Strafe wenig Aussicht auf Erfolg. Abgesehen von der bei der lex Heinze zu Tage getretenen Scharfen Richtung gegen Sexqudelikte, fürchte die Regierung grössere Verbreitung dieser Art »Unzucht“ und Beeinträchtigung der Volks Vermehrung als Folge der Aufhebung der Strafdrohung. Obgleich von tausend Fällen nur einer höchstens zur Beurteilung gelange, wirke der Paragraph als Abschreckungsmittel und verhindere offene Propaganda. Die Fachmänner seien jedoch verpflichtet, sich über den heiklen Gegenstand zu unterrichten und dafür biete das Jahrbuch wirkliches, gutes und zuverlässiges Material dar.

4) **Anonym**: In der „Strassburger Post“ vom 0. Juli 1900 . unter der Rubrik: Wissenschaft, Kunst und Litteratur.

Das Jahrbuch wird als bedeutsames Werk bezeichnet, die einzelnen Aufsätze unter knapper Charakteristik ihres Inhalts werden angeführt, die umfassende Bibliographie des Jahrbuches wird als Zeichen angesehen, welches, ausserordentliches Interesse dieser nicht nur forensisch, sondern allgemein-menschlich wichtigen Frage entgegen*: gebracht werde.

5) **Anonym**: »Königlich privilegierte Berlinische Zeitung“ (Vossische Zeitung) vom 27. September 1900.

Unter der Zeitschriften- und Bücherschau wird das Jahrbuch und sein Ziel, Aufhebung des § 175, erwähnt und beigefügt: »Derjenige, der sich wissenschaftlich mit den einschlägigen Fragen beschäftigt, der Jurist, Arzt, Psychologe wird in dem etwas bunt ausgefallenen Inhalt des Buches Mancherlei Anden, was für seine. Studien von Interesse ist.“

6) **Benzin** arm, Hans: „Allgemeine Deutsche Universitätszeitung“. (Berlin, Nr. 23 vom 1. Dezember 1900).

Die Hauptsätze des trefflichen Vorworts von Dr. Hirschfeld zum I. Jahrbuch werden wörtlich angeführt und die meisten Aufsätze genannt

7) **Conrad**, M. G.: In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Die Gesellschaft“, 1. Januarheft 1901.

Die Autoren und einige der Aufsätze des H. Jahrbuchs werden hervorgehoben. Conrad bemerkt dann wörtlich: „Sämtliche Beiträge sind wertvoll und gereichen' dem wissenschaftlich-humanitären Komitee zur Ehre. Das Jahrbuch kann jedem wärmstens empfohlen werden, der sich für die fortschreitende Menschenkenntnis und den menschenwürdigen Ausbau des Strafrechte interessiert.

8) **Fuld**, Rechtsanwalt (Mainz): In der Zeitschrift „Das Recht“, Rundschau für den deutschen Juristenstand, herausgegeben von Dr. Soergel, Freilassing, Nr. 15. 10. August 1900.

Durch die in Folge der Petition — unterzeichnet von Männern, über deren sittliches Streben ein Zweifel nicht obwalten könne — hervorgerufene lebhaftere Erörterung der Homosexualität sei das Problem wesentlich vertieft und gefördert worden.

Das Jahrbuch sei keine angenehme Lektüre, die Wissenschaft müsse sich aber auch mit dem Hässlichen und Unschönen befassen. Gegenüber andern laut gewordenen Stimmen sieht Verfasser die Herausgabe des Jahrbuchs als nützlich an für die Aufklärung der öffentlichen Meinung; die gerichtsärztlichen, juristischen und naturwissenschaftlichen Aufsätze seien im Geiste strengster Objektivität abgefasst und gestatteten keine Bemängelung unter dem sittlichen Gesichtspunkt. Dagegen solle man nicht in den Werken der Elite der Menschheit nach homosexuellen Gefühlen suchen. Die Homosexualität vieler Dichter und Künstler sei ja nicht zu bestreiten, aber deshalb dürfe man nicht jede nicht leicht verständliche Stelle durch homosexuelles Empfinden erklären.. Die Homosexualität grosser Männer sei für die Gesetzgebung gleichgültig. Die Abänderung des Strafgesetzes, durch welche eine Quelle schamloser Erpressung • verstopft würde, sei lediglich auf juristische und medizinische, nicht auf litterarische Gründe zu stützen; Zum Schluss meint Fuld, dass die einzelnen Verfasser der 4 Beiträge mit ihrem vollen Namen auftreten sollten.

In der im allgemeinen anerkennenden Besprechung Fuld's muss ich den gegen das Studium der Homosexualität der Geistesheroen und ihrer litterarischen Werke gerichteten Angriff zurückweisen.

Ebenso wie es unrichtig ist, die wissenschaftliche Erforschung der Homosexualität zu verwerfen, ebenso ist es verfehlt, die Bedeutung der in der Litteratur und Geschichte hervortretenden Homosexualität zu verkennen.. Derartige, bisher in den Geschichts- und Litteraturwerken absichtlich oder aus Unkunde missverstandene und verdunkelte Erscheinungen sind nicht nur für die Kulturgeschichte und die Erkenntnis der Homosexualität von der grössten Wichtigkeit, sondern dürften gerade auch geeignet sein, die Auffassung der öffentlichen Meinung und des Gesetzgebers von der Strafwürdigkeit der Homosexualität zu ändern. Denn die Feststellung, dass zahlreiche der berühmtesten Geisteshelden homosexuell waren und sind, gestattet es nicht mehr, den Homosexuellen zum Verbrecher und Wüstling zu stempeln.

Was endlich die Aufforderung Fuld's an die Mitarbeiter des Jahrbuchs anbelangt, mit ihren Namen hervorzutreten, so würde die offene Nennung des Namens in vielen Fällen, namentlich für Leute in öffentlicher Stellung, mehr eine, nicht jedermann zuzumutende Verwegenheit als einen besonderen Mut bedeuten. Denn

wer nicht als Arzt sich gleichsam die Entschuldigung geholt. Lat, das verpönte Gebiet der Homosexualität zu behandeln, wird dank den noch immer auch in gebildeten Kreisen herrschenden Vorurteilen und dem den Fragen der Homosexualität oft entgegengebrachten Hohn und Spott befürchten müssen, den Argwohn eigenen Interesses, eigener Homosexualität auf sich zu laden und in seiner Existenz unter Umständen schwer geschädigt zu werden.

*9) **Gaulke**, Johannes: „Das homosexuelle Problem“ im Magazin für Litteratur von Gaulke und Philipps, Nummer vom 2. März 1901.

Gaulke hebt zunächst lobend hervor, dass das Jahr-r huch II, wie das frühere, äusserst reichhaltiges und mannigfaltiges Material enthalte und entschieden dazu bei-r tragen dürfte, Licht über das schwere Problem der Homosexualität zu verbreiten. Im Gegensatz zu Gross (siehe unten) erkennt er

die Objektivität der Aufsätze an. Es berühre äusserst sympathisch, dass in allen Artikeln ein — von einigen Exaltationen homosexuell Beanlagter abgesehen — rein sachlicher Standpunkt beobachtet worden sei. Sodann folgt zunächst eine eingehende Inhaltsangabe -des Aufsatzes von Moll. Das „hochinteressante“ Kapitel von Karsch wird dann rühmend erwähnt, wobei Gaulke -die Behauptung gewisser Homosexueller zurückweist, wonach die Natur mit der Homosexualität bestimmte «nützliche Zwecke verfolge: Vorbeugung einer Uebervölkerung oder Schaffung einer von allen familiären Verpflichtungen entbundenen, lediglich allgemeinen Interessen lebenden, zu Führern der Menschheit geborenen Klasse von Männern. Dabei wendet sich Gaulke namentlich gegen die ähnliche, in der Zeitschrift „Der Eigene“ von A. Brand verfochtene Auffassung. Er bemerkt, die Natur arbeite durchaus nicht immer planvoll, man könne •ebensogut die Homosexualität als ein verfehltes Experiment der Natur betrachten, sicherlich aber könne sie nur als eine pathologische Erscheinung in Betracht gezogen werden. Des Weitern tadelt Gaulke die Neigung mancher Schriftsteller des Homosexualismus, möglichst vielen hervorragenden Männern homosexuelle Neigungen „anzudichten“, z. B. sogar Göthe. — In diesem Zusammenhang geht Gaulke auf den Aufsatz von Professor Jäger über und dessen „Supervirilen“. Dass bei einer Anzahl grosser Männer Homosexualität bestand, giebt Gaulke zu. So nimmt er dies auch bei Michel Angelo an und teilt den Hauptinhalt meines Aufsatzes über den grossen Künstler mit. Gaulke hebt dabei hervor, dass Numa Prätorius die für die Beurteilung des Liebesempfindens Michel Angelo's wichtige Thatsache unberücksichtigt gelassen habe, dass der Künstler fast nur männliche Körper dargestellt und selbst den weiblichen einen männlichen Charakter verliehen habe; in seinen kraftvollen Jünglingsgestalten erkenne man den begeisterten Sänger der männlichen Schönheit. — Nachdem Gaulke dann hoch die Selbstbiographie von Dr. M. Katte: „Aus dem Leben eines Homosexuellen“ gebührend gewürdigt und in den Hauptzügen wiedergegeben, endigt er mit dem Verlangen nach Aufhebung des § 175. Die Erfahrung lehre, dass durch rigorose Strafbestimmungen an einer Sache nichts zu ändern sei; sie trügen nur dazu bei, die unglücklichen Homosexuellen zu verbittern und zu Feinden der Gesellschaft zu machen. Ausserdem werde durch derartige, auf vorgefassten Meinungen beruhende Gesetzesparagrafen die wissenschaftliche Forschung auf dem noch selir ungeklärten Gebiet des Sexuallebens auf's Höchste gefährdet.

Die eingehende Besprechung von Gaulke verdient wegen ihres sachgemässen, verständnisvollen Charakters besonders gelobt zu werden. Demjenigen, was Gaulke an den teilweise gewagten Auffassungen gewisser Schriftsteller über die Homosexualität auszusetzen hat, stimme ich insofern bei, als ich derartige teleologische Erklärungen

476

mindestens für verfrühte, noch unbewiesene Hypothesen halte; doch möchte ich anderseits in der Homosexualität nicht ohne Weiteres eine pathologische Erscheinung erblicken; Anomalie ist nicht notwendigerweise Krankheit. Was Gaulke über die für das homosexuelle Empfinden Michel Angelo's bedeutsamen Darstellungen des männlichen Körpers sagt, erachte ich ebenfalls für durchaus gerechtfertigt. Ich habe diesen Punkt in meinem Aufsatz bei Seite gelassen, weil ich der Meinung bin, dass seine erschöpfende Behandlung ein besonderes Kapitel erfordert und ein in den bildenden Künsten völlig sachverständiges Urteil voraussetzt. Dabei wäre namentlich eine genaue Untersuchung der Gemälde der Sixtinischen Kapelle vorzunehmen, unter welchen hauptsächlich gewisse Deckengemälde recht deutliche und drastische Hinweise auf homosexuelles Fühlen enthalten sollen. — Schliesslich billige ich durchaus die Warnung Gaulke's, nicht leichtfertig bedeutende Männer der

Homosexualität zu verdächtigen, doch glaube ich, dass weitere Forschungen in dieser Richtung noch manche Ueberraschungen in Beziehung auf die geschlechtliche Natur einer ganzen Reihe von Geistesheroen bringen werden.

10) **Gross**, Hans: „Archiv für Criminalanthropologie und Criminalstatistik“, 4.Bd., 3. und 4. Heft vom 21. August 1900.

Die einzelnen Aufsätze werden angeführt und mit Ausnahme desjenigen von Moll, der als beachtenswert bezeichnet wird, mit wenig günstigen Bemerkungen versehen. Sie brächten wenig Neues. Aus dem Aufsatz des Richters Z. wird ein Satz herausgegriffen unter Beifügung von Ausrufungszeichen. Die Geruchserklärung von Dr. Jäger wird bespöttelt. Ueber die Mitteilungen der Priester drückt Gross seine Verwunderung aus, weil Geheimnisse des Beichtstuhles zu wissenschaftlichen 'wecken benutzt würden.

An die abfällige Besprechung schliessen sich lange Ausführungen über die Tendenz des Jahrbuches überhaupt an. Die Frage der strafrechtlichen Seite der Homosexualität sei allerdings eine hochwichtige, aber der von den Herausgebern des Jahrbuches eingeschlagene Weg unrichtig. Wissenschaftliche Forschung erfordere völlige Objektivität; wenn man aber, wie das Jahrbuch es thue, mit der Tendenz arbeite, ein im Voraus bestimmtes Ziel zu erreichen, so könne man höchstens von einer guten Verteidigung, nicht aber von unbefangener Forschung sprechen. Das Jahrbuch habe nicht einmal neues Material vorgebracht, insbesondere nicht mit den Aufsätzen: * „Aus dem Leben eines Homosexuellen“ und „Ein Fall von Effemination mit Fetischismus“. Durch derartige eingehende Schilderungen würde nur Widerwille erweckt und die Frage nahe gelegt, ob nicht bei Aufhebung der Strafe das Hervorzerren derartiger Dinge an das Tageslicht noch schlimmer werden würde. Dass es Homosexuelle gäbe, wisse man, ebenso dürfte allgemein zugegeben werden, dass es sich stets um eine angeborene Naturanlage handle, nicht um eine böswillige, erworbene Angewöhnung in Folge von Lasterhaftigkeit, Uebergättigung und Lüderlichkeit. Aber die Beweisthemata seien andere und diese müssten von ganz unbefangenen, nicht pro domo sprechenden, Berufenen erörtert werden. Festzustellen sei, ob durch die homosexuellen Handlungen überhaupt ein Angriff auf rechtlich geschützte Interessen geschehe, ob namentlich die öffentliche Sittlichkeit gefährdet werde, ob also durch Beseitigung der fraglichen ausdrücklichen Verbote eine Verschlimmerung der Sitten eintreten würde, endlich ob es möglich sei, durch gewisse gesetzliche Schranken wirkliche grosse Gefahren hinianzuhalten. Wenn diese Fragen gelöst seien und, wie es scheine, würden sie zu Gunsten der Homosexuellen gelöst werden, dann ergebe sich die Schlussfolgerung von selbst. Das einzig Richtige wäre, dass die Homosexuellen heterosexuelle Forscher veranlassten, die Frage wissenschaftlich zu behandeln, dann würde die Wahrheit zu Tage treten. Petitionen würden da am allerwenigsten helfen.

Die Ausführungen von Gross atmen eine geradezu feindselige Stimmung gegenüber den Bestrebungen des wissenschaftlich-humanitären Komitees und berühren peinlich. Es ist ja menschlich erklärlich, wenn auf dem sexuellen Gebiete, wo, wie auf keinem zweiten, instinktive Anziehung und Antipathie eine Rolle spielen, Heterosexuelle durch unwillkürlichen Abscheu ihr Urteil über die Frage der Homosexualität trüben lassen; für einen Gelehrten wie Gross ist aber eine derartige Beeinflussung durch seine instinktive Antipathie keine Entschuldigung und muss ihm den den Mitarbeitern des Jahrbuchs gemachten Vorwurf der Parteilichkeit zuziehen. Nur Voreingenommenheit erklärt die ironisierende, einfach absprechende und ungerechte Beurteilung der einzelnen Aufsätze. Die Thatsache, dass sämtliche Mitarbeiter des Jahrbuchs die Aufhebung der Strafbestimmung für

erforderlich erachten, rechtfertigt keineswegs den von Gross gezogenen Schluss mangelnder wissenschaftlicher Objektivität. Sämtliche deutschen Spezialforscher auf dem Gebiete der Homosexualität halten auf Grund ihrer wissenschaftlichen Forschungen die Beseitigung des § 175 für dringend geboten oder wenigstens für sehr wünschenswert (Krafft-Ebing, Moll, Hirschfeld, Eulenburg, Näcke, Sehrenk-Notzinger, Fuchs etc.).

Wenn die Mitarbeiter des Jahrbuchs die gleiche Ansicht vertreten und jene wissenschaftliche Erkenntnis durch ihre Aufsätze zu unterstützen, weiter zu befestigen und durch Herbeischaffung von neuem Material zu beleuchten suchen, so ist ihr Streben nicht zu beanstanden, so lange sie — wie dies durebgehends geschieht — in ruhiger und wissenschaftlicher Weise die Gegengründe nicht einfach partiisch übergehen, sondern ihrer Beurteilung unterziehen.

Uebrigens sind gegnerische Aufsätze nicht vom Jahrbuch ausgeschlossen und auch solchen, die in objektiver Weise zu andern Resultaten, als den bisherigen, gelangen, wird die Aufnahme nicht versagt werden.

Trotz der abfälligen Kritik von Gross ist es immer* hin erfreulich, dass er in der Form wenigstens etwas höflicher geworden als in der vorjährigen. Während es dort noch hiess: „Das Gequick dieser Leute wird uns nicht hindern . . spricht er jetzt von den „Herren“ des Komitees. Sodann aber sind seine jetzigen Zugeständnisse wertvoll. Noch in der vorjährigen Besprechung von Moll's „Konträrer Sexualempfindung“ neigte Gross zu der Auffassung, dass die konträre Sexualempfindung meist erst im Laufe des Pubertätsalters erworben sei. Jetzt giebt er zu, dass es sich stets um angeborene Naturanlage handelt und nicht um böswillige, erworbene Angewöhnung. Hiermit nähert sich Gross selbst der im Jahrbuch vertretenen Richtung. Gerade auf die Feststellung der Erkenntnis von der wahren Natur der Homosexualität ist aber Gewicht zu legen, auf dies Beweisthema kommt es in erster Linie an; die Gesichtspunkte, die Gross nunmehr in den Vordergrund gerückt haben will, sind schon im 18. Jahrhundert von einer Anzahl Schriftsteller erörtert und als zur Rechtfertigung der Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs an und für sich ungeeignet erkannt worden. Die Strafbestimmung des deutschen Strafgesetzbuchs ruhte dann lediglich auf der Auffassung der Homosexualität als eines durch lieber Sättigung angewöhnten, von unsittlicher Gesinnung zeugenden Lasters.

Ist nun dieser Strafgrund als unrichtig dargethan, so fehlt es an jeder sonstigen Rechtfertigung der Strafe.

So halten denn auch gerade Schriftsteller, welche nicht den Sühn-, sondern den Zweckgedanken betonen, und namentlich der Führer der neueren Kriminalistenschule, von Liszt — die Beseitigung des § 175 für geboten, woraus folgt, dass gerade diese Schriftsteller, für welche die von Gross angeführten Gesichtspunkte in erster Linie massgebend wären, keinen Strafgrund mehr erblicken.

Uebrigens sind die betreffenden Beweisthemata auch schon oft in neuerer Zeit gewürdigt worden, nicht nur von Krafft-Ebing und Moll, sondern auch im Jahrbuch selbst, im I. Jahrbuch im Aufsätze von Numa Prätorius, im II. in demjenigen des Richters Z.

11) **Guttzeit**, Johannes, in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift: „Der neue Mensch“, November-Dezemberheft 1900 (ausgegeben im Februar 1901).

Guttzeit führt den 2. Jahrgang des Jahrbuchs an und hebt die hauptsächlichsten Aufsätze hervor. An der gleichen Stelle wird eine auf die in der Zeitschrift gestellte offene Anfrage über das homosexuelle

Problem eingegangene Antwort eines gewissen Doll aus Amerika veröffentlicht. Der Betreffende stellt den Homosexuellen mit einem körperlich Gebrechlichen auf gleiche Stufe, er warnt aber vor ungeregeltem Mitleid gegenüber den Homosexuellen, da hierin die Gefahr liege, die Zahl der Gebrechlichen zu vermehren. Ein Kultus dürfe mit der Homosexualität nicht getrieben werden. Ferner glaubt er, dass die öffentliche Besprechung der homosexuellen Frage für das allgemeine Wohl gefährlich wirken könne. — Mit Recht bemerkt Gutzzeit bezüglich der letzten Befürchtung, dass das Unterdrücken der öffentlichen Besprechung gefährlicher wirke als die Besprechung selber.

- Die Auffassung von der Ansteckung der Homosexualität habe ich schon oben widerlegt, ebenso schon früher betont, dass die Bestrebungen zu Gunsten der Homosexuellen nicht eine Verherrlichung der Homosexuellen, sondern Duldung und Aufhebung des Strafgesetzes bezwecken.

12) **Herzberg**, Wilhelm: „Besprechung des I. Jahrbuchs“ in der: „Neuen Zeit“. Nr. 31 vom 28. April 1900.

Wohlwollendes Referat. Im Anschlüsse an die Inhaltsangabe bemerkt Herzberg, dass der dem Aufsätze von Hirschfeld beigegebene Fragebogen zu eingehend sei und nicht leicht oder unmöglich zu beantwortende Fragen stelle, die sich auf psychische Merkmale bezögen. Die Untersuchung solle sich auf somatische Merkmale beschränken, jedenfalls nicht auf solche psychischen, deren Beantwortung durch verletzte oder geschmeichelte Eitelkeit beeinflusst werde.

Die von Herzberg betonte Schwierigkeit besteht . allerdings, aber lieber zu viel, als zu wenig Fragen.

13) **Mehler**: „Umschau“.

Die beiden Bildnisse von Rosa Bonheur und dem Kleiderfetischisten Lehrer F. sind abgedruckt und werden erläutert. Das Vorkommen der Homosexualität auch bei Tieren wird betont, aus der einen Autobiographie die früh zeitige ausschliessliche Richtung des Triebes auf das gleiche Geschlecht hervorgehoben und dann der Schluss auf die Unhaltbarkeit des die Homosexualität als Folge ausschweifenden Lebens erklärenden Vorurteils gezogen. Rezensent weist sodann noch auf die Ausführungen über Erpressertum in der erwähnten Biographie hin, sowie auf die durch § 175 begünstigte Stellung und Existenz der Homosexuellen bedrohende Chantage hin, die wohl manchen rätselhaften Selbstmord erkläre.

14) **Näcke**: „Besprechung des H: Jahrbuchs“ in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie.“

Zunächst wird bemerkt, dass der zweite Jahrgang des Jahrbuchs sich dem ersten würdig anschliesse, vielleicht sogar noch wissenschaftlicher gehalten sei und fast durchwegs von grösstem Interesse. Mit den Ausführungen von Moll ist Rezensent fast insgesamt einverstanden, nur vertritt er die Ansicht, dass Homosexualität nicht immer pathologisch bedingt sei. Die scharfe juristische Kritik von Richter Z. wird hervorgehoben, die Untersuchung von Jäger als interessant und merkwürdig bezeichnet, obgleich seine Theorien wohl nur von ihm in dem entwickelten Umfang als richtig anerkannt würden. Karsch's Aufsatz nennt Näcke einen wertvollen Beitrag zur Zoologie.

Der Forderung, die von den meisten Priestern erhoben wird, nach Aufhebung des § 175 stimmt er ausdrücklich bei. Sodann führt Näcke auch die übrigen Arbeiten des Jahrbuchs in anerkennender Weise an.

15) **Placzek** in dem soeben erschienenen „Jahrbuch für gerichtliche Medizin,“ Nr. 1 (1901).

Er bespricht die beiden ersten Jahrbücher in sehr anerkennender Weise, teilt ausführlich den Inhalt der Aufsätze von Frey, Hirschfeld, Moll, Richter Z., sowie der Arbeit von Numa Prätorius über die geschichtliche Entwicklung des § 175 mit. Im Anschluss an die Besprechung bemerkt Placzek, dass die erworbene Homosexualität im Gegensatz zur angeborenen nicht genügend im Jahrbuch berücksichtigt sei. Diese erworbene Homosexualität existiere, rein oder gemischt, vorübergehend oder bleibend, und müsse, gerade weil sie meist ein gemeines Laster darstelle, gekannt und streng von der angeborenen getrennt werden. — Dieser letzteren Auffassung ist Folgendes entgegenzustellen. Sobald Homosexualität vorliegt, darf man nicht von Laster sprechen, mag sie nun angeboren oder erworben sein. Nicht zwischen angeborener und erworbener Homosexualität ist der von Placzek gewollte Unterschied zu machen, sondern zwischen Homosexuellen überhaupt und Heterosexuellen, die trotz reiner Heterosexualität aus irgend welchen Motiven gleichgeschlechtliche Handlungen vornehmen. Eine scharfe Trennung zwischen angeborener und erworbener Homosexualität ist überdies in vielen Fällen gar nicht möglich. Meist wird die Homosexualität nur erworben, weil eben die homosexuelle Anlage vorhanden ist. Ich verweise in dieser Beziehung insbesondere auf die zutreffenden Ausführungen von Moll.

16) **Vleuten**, L. F. v.: In „Literarisches Echo“, 2. November, Heft 1900 S. 287.

Die Arbeit von Moll sei vortrefflich, ebenso der Artikel von Karsch, und derjenige von Neugebauer lesenswert. Im übrigen sei die Haltung des Jahrbuchs wenig erfreulich, die Perspektiven seien seltsam verschoben und verzerrt. Ein immerfort fast zwangsmässiger Gegensatz: Die Roheit der heterosexuellen Liebe und die Idealität der Urninge, durchziehe das Buch. Der Schlusssatz des Aufsatzes von Moll enthalte eine herbe, aber durchaus zutreffende Beurteilung derartiger Bestrebungen.

Auf diese Kritik hin hat Dr. Hirschfeld im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees folgende im 2. Dezember-Heft des litterarischen Echos 1900 aufgenommene Erwiderung veröffentlicht, welche das wiedergibt, was auch ich über die Ausführungen von Vleuten zu sagen hätte. Sie lautet:

„In dem 2. Novemberheft des litterarischen Echos befindet sich eine kurze Besprechung des Jahrbuchs, in der es heisst, dass abgesehen von den Aufsätzen von Moll, Karsch und Neugebauer, in dem übrigen Inhalt die Perspektiven seltsam verschoben seien. „Ein immerfort fast zwangsmässiger Gegensatz: Die Roheit der sexuellen Liebe und die Idealität der Urninge durchziehe das Buch.“ Ich möchte Verwahrung einlegen gegen diese Sätze, die nur durch eine missverständliche Lektüre entstanden sein können. Derartige Urteile erschweren nur das wissenschaftliche Aufklärungswerk des Jahrbuches, indem sie geeignet sind, auf die ganze Bewegung ein falsches Licht zu werfen. Mag es auch sein, dass in der einen oder andern Arbeit, namentlich in den Bekenntnissen der Auto* - Biographen — für deren Meinungen die Redaktion nicht verantwortlich zu machen ist — ein oder der andere Satz in dem von dem Herrn Rezensenten behaupteten Sinn gedeutet werden kann, so darf man doch einen derartigen Gegensatz der heterosexuellen Liebe einerund der homosexuellen andererseits dem Jahrbuch als Grundzug nicht unterschieben. In den Aufsätzen von Numa Prätorius wird insbesondere stets lediglich betont, dass die homosexuelle Liebe ebenso wie die normale einer idealen Ausgestaltung fähig sei, dass sie eine poetische, edle Seite habe, gleichwie die heterosexuellen und dass auch sie bei den grössten Geistern z. B. Michel Angelo anzutreffen sei. Keineswegs wird sie aber als die hehrere, bessere, edlere Liebe hingestellt.

Die Redaktion des Jahrbuchs, ebenso wie Numa Prätorius, stimmt völlig mit dem in der Kritik zitierten Schlusssatz von MolPs Abhandlung überein. Das Jahrbuch will Duldung der homosexuellen Liebe, Beseitigung der Strafe, richtigere Beurteilung und Aufklärung, nicht aber Verherrlichung des Urningtums.

II. Abschnitt.

Vor dem Jahre 1900 erschienene, in der vorjährigen Bibliographie nicht erwähnte Schriften.*)

Kapitel I: Wissenschaftliches.

§ 1: Schriften der Mediziner.

Bang*, J. S.: „Sygelige Afrigelser fra den Normale Sexualfoelse“ et indlaeg i sedelig hedssagen (Alb. Lammermeyers Forlag).

Norwegisches medizinisches Werk über die krankhaften Abweichungen von dem normalen Sexualgefühl. — Die Homosexualität wird ziemlich eingehend besprochen. Neues findet sich wenig vor, dagegen sind viele Auszüge aus der deutschen und französischen speziellen Litteratur wiedergegeben. — Bang nimmt bei vielen Homosexuellen hereditäre Anlage oder Erwerb des anormalen Triebes durch Krankheit an.

Lombroso)**: Besprechung des Buches von Charles Donos: Verlaine intime in seinem Archivio di psichiatria, Vol. XIX. 1898. S. 483.

Lombroso will die erwiesene Homosexualität Verlaine's ebenso wie seine Exzesse sexueller und sonstiger Art auf den Alkoholismus des Dichters zurückführen; er berührt das bekannte Verhältnis Verlaine's zu Rimbaud.

*) Ein grosser Teil der Bibliographie des Abschnittes 2 rührt von Dr. B. her, einen weiteren Teil hat ein österreichischer Priester geüfert (namentlich die theologischen Schriften). Einiges haben die Herren X. und Peter Hamecher mitgeteilt. Der Rest ist von mir. Die mit b. K. bezeichneten Werke sind in der Sammlung von Knpffer zu finden oder mit BrucUstücken dort vertreten.

**) Mitgeteilt von Herrn X.

Penta: „Ueber einen Fall sexueller Perversion* (italienisch) in ‚Ri vista mensile di psichiatria forense, anthropologia criminale e scienze affini‘, 1898.

§ 2: Schriften der Nicht-Mediziner.

Anonym: § 175 R.-St.-G.-B. in der Zeitschrift „Der Korrespondent für das Rettungswerk an den Gefallenen und für die Arbeit zur Hebung der Sittlichkeit“. Herausgegeben vom Vorstände des westdeutschen Sittlichkeitsvereines. Nr. 4., April 1898.

Mit scharfen Worten wird in gehässiger Weise gegen die Petition und die Bestrebungen zur Aufhebung des § 175 polemisiert. Ohne Verständnis und Kenntnis der Homosexualität werden die alten Gründe für die Beibehaltung der Strafe angeführt: Staatsgefährlichkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs, Gefahr der Ausbreitung eines scheusslichen Lasters u. dgl.

Brückmann, Arthur: „Homosexualität* im Sprechsaal der Zeitschrift: „Die Kritik“ von Wrede, XHI. Bd. Nr. 161, 19. Februar 1898.

Bemerkungen über die Homosexualität im Anschluss an einen in dem Januarheft der Zeitschrift enthaltenen, im vorjährigen Jahrbuch angeführten Artikel von Ad. Ulrich. Verfasser verwirft die scharfe Unterscheidung zwischen angeborener und erworbener Homosexualität und nimmt stets angeborene Anlage an. Heilbarkeit sei ausgeschlossen. Er geißelt die Grausamkeit des § 175 und verlangt seine Aufhebung. Sodann Erörterung über die Entstehungsursache der Homosexualität, die unbekannt sei. Zum Schluss einige anerkennende Worte über Ulrichs, den Vorkämpfer der Homosexuellen. Die Charakteristik desselben ist treffend, weshalb ich wörtlich einige Sätze wiedergebe: „Wenn man mich fragt, was dieser Mann wissenschaftlich geleistet hat, so antworte ich: Nichts und Grosses! — Nichts, insofern er haltlose Theorien*), in überschwängliche Worte gehüllt, aufstellte, und Grosses, weil er den Forschern und der ganzen Welt durch sie einen Einblick in seine Welt verstattet hat. Aber nicht das ist es allein, was ihn wert macht, gekannt zu sein, es ist vor allen Dingen die ungeheuere Summe moralischen Muts, die dieser Mann an den Tag gelegt. Er hat mit Leib und Seele für eine von der Gesellschaft verfehnte Sache gefochten und ist deshalb von ihr verfehnt und mit Kot beworfen worden.“ Ewald, Paul: Besprechung von Dr. v. Erkelenz* Schrift: „Strafgesetz und widernatürliche Unzucht“ in der Zeitschrift für Gesundheitspflege von Ewald Paul, 6. Jahrgang, März 1897.

Der Inhalt der Schrift wird in knappen Zügen angegeben. Ewald billigt die Forderungen von Erkelenz auf Duldung der Homosexualität und Beseitigung der Strafe. Joannes: Lesbianus sive modus et via vera lesbiandi sexus masculini, maxime compendialis carmine elegiaco simplo et perbreui comprehensa a luce donata etc.

Erschienen im Jahre 1609.

Nleeforo, Alfredo**): I codici ed i reati sessuali in Lombroso's: Archivio di psichiatria. Vol. XIX 1898. S. 35.

Verfasser wirft dem italienischen Strafgesetzbuche Mangel an Logik vor, weil es die Päderastie straflos lasse und sie nur ahnde bei Verführung Minderjähriger unter 12, beziehungsweise 16 Jahren. In grösserem Masse als bei diesen Minderjährigen treffe das Moment der Willensunfreiheit bei denjenigen Individuen zu, welche zum Teil in Folge unglücklicher sozialer Verhältnisse durch Verführung zur passiven Päderastie — Fälle erworbener Päderastie — allmählich in neurasthenische, die Freiheit ihres Willens aufhebende Geisteszustände gelangt seien. Verfasser schlägt daher Verfolgung der Päderastie auf Antrag vor. Im Einzelfall müssten dann Arzt und Richter sehen, in wie weit beim passiven Teile Willensunfreiheit vorliege.

*) Alle seine Theorien trifft dieser Vorwurf nicht; namentlich hat er zuerst die Homosexualität auf die bisexuelle Uranlage zurückgeführt, eine Theorie, die heute von wissenschaftlichen Autoritäten auf dem Gebiete der Homosexuaütät (Euis, Hirschfeld, Krafft-Ebing) verfochten wird.

**) Mitgeteilt von Herrn X.

Weitere Bemerkungen über die seltsamen Anschauungen des italienischen Gelehrten sind wohl überflüssig. Sein Vorschlag, aus der Päderastie ein Antragsdelikt zu machen, dürfte kaum auf Zustimmung von irgend einer Seite zählen können. Bemerkenswert ist die besondere Hervorhebung der passiven Päderastie. Die Ausführungen von Niceforo in dieser Richtung beweisen die Richtigkeit der von mir oben angedeuteten, in Italien herrschenden veiv schiedenen Wertung der aktiven und der passiven Päderastie.

Panormitae, Antonii: Hermaphroditus (Primus in Germania edidit et Apophoreta adjecit Frid. Carol Forb ergius. Coburgi, Sumptibus Meuseliorum 1824). Sinistrari, R. C. de Ameno (ordinis minorum observantiae reformatorem): De sodomia tractatus, in quo exponitur doctrina nova de sodomia foeminarum a tribadismo distincta. [In dem grossen. Werke von Sinistrari: „De delictis et poenis (ed. IL Romae 1754) enthalten und selbständig erschienen Paris, Liseux 1879.]

Kapitel II: Belletristik.

Balzac, de, Honoré: Le Pöre Goriot in „Seines dela vie parisienne*.

Die homosexuelle Neigung von Vautrin zu dem schönen Rubempré wird ganz vorübergehend und flüchtig angedeutet, während Balzac in der im vorjährigen Jahrbuch angeführten „Dernière incarnation de Vautrin“ die homosexuelle Natur von Vautrin ausdrücklicher hervorhebt Claudel: Töte d’or. (Librairie de Part indöpendant. Paris 1890.).

Die Szenen zwischen Simon und Cöbös und zwischen* Töte d’or und Cöbös sind direkt homosexuell und vngrosser Schönheit

Conrad, Michael Georg: Majestät. Improvisationin der Zeitschrift „Gesellschaft,“ Heft 17, 1898, S; 290-296.

Einige phantastisch-poetische Stellen über Ludwig IL von Bayern (unter der Maske eines orientalischen Königs)und seine letzten Tage. Seine Neigung zu schönen Soldaten wird berührt. Eine teilweise etwas burleske Szener wo des Königs Versuch, einen prosaischen Marssohn in seine idealen Höhen emporzuheben, kläglich scheitert. Wassermann, Jacob: „Geschichte des junge»

Renatus Fuchs“ (Zuerst im Jahrgang der ,Neuen Deutschen Rundschau*); jetzt bei S. Fischer. Berlin 1901

S. 403 wird eine homosexuelle Züricher Studentin erwähnt: Gertraud Werkmeister. Sie studiert Nationalökonomie und hat ein Verhältnis mit einer gewissen Viktoria Schönau. „Ihre Mutter war eine der bekanntesten Dirnen Europas.“ dem 15. und 16. Jahrh.). Die Geschichte des dritten Kalenders. Adjib tötet, wie prophezeit war, den von ihm geliebten Jüngling aus Zufall. Die Geschichte des Prinzen Kamr. Die Schönheit des Geliebten und der Liebesgenuss, den er gewährt, wird gepriesen.

Theognis (um 540 v. Ch.) b. K. Gedichte: Verherrlichung der Lieblingsminne an vielen Stellen.

Tibullus, Albius (geb. um 52 v. Ch.) b. K. Elegien: IV und IX an seinen Geliebten Marathus. N. IV: Allgemeine Ratschläge über die Kunst, einen Geliebten zu fesseln, Warnung vor käuflicher Hingabe. N. IX: Klagen über die Untreue seines Geliebten, der sich des Geldes wegen einem alten Mann hingegeben hatte.

Heck, Ludwig. Der Dichter und sein Freund. Novelle über Shakespeare's Sonette.

Verlaine, Paul, b. K. Les hommes, ungedruckte Sammlung erotischer Gedichte über die Männerliebe. Von einem Gedicht: Mille e Tre b. K. 3 Strophen abgedruckt. Wohl das Talentvollste, aber auch Kühnste, was über die sinnliche Seite der Männerliebe gedichtet worden ist

Virgil (Publius Vergilius Maro, 1. Jahrh. v. Ch.) b. K. Die Ekloge an Alexis. Die Klagen und die Sehnsucht des Hirten Korydon (Vergil) nach dem ihn verschmähenden Alexis (Alexander, in den Virgil verliebt). Aeneis. Buch V. Der Wettkampf, in welchem Euryalus durch die Aufopferung seines Geliebten Nisus siegt

Xenophon (um 300 v. Ch.) b. K. Habrokomes und Antheia, daraus: Die Erzählung des Habrokomes von seinem Geliebten Hyperanthes, der durch den Aristomachos entführt, von Habrokomes unter Ermordung des Entführers wieder zurückgewonnen, auf der Flucht Päch Asien umkommt.

Der Prozess von Georges Eekhoud wegen seines Romanes „Escal Vigor“

-

Georges Eekhoud, der bekannte Schriftsteller, der dem vorjährigen Jahrbuch die interessante Studie über den homosexuellen Bildhauer Duquesnoy gewidmet hatte, ist wegen Angriffs auf die öffentliche Schamhaftigkeit, begangen durch seinen Roman „Escal-Vigor“, von der Staatsanwaltschaft in Brügge gerichtlich verfolgt worden. Selbst in Deutschland — trotz der in den letzten Jahren so häufig hervorgetretenen rückschrittlichen Tendenzen und Knebelungsversuche freier künstlerischer Produkte — hätte sich doch kaum ein Staatsanwalt gefunden, der gegen die Veröffentlichung eines solchen Romans eingeschritten wäre. Um so mehr setzt es in Erstaunen, dass dies in dem sonst in jeder Beziehung so freien Belgien möglich war. Noch unbegreiflicher erscheint es, dass gerade das künstlerisch vollendetste Werk des Dichters beanstandet wurde. Nirgends begegnet man bei Eekhoud der Schilderung brutaler Sinnlichkeit, geschweige denn lasciven Darstellungen, überall ist das geschlechtliche Moment idealisiert und künstlerisch verschleiert, aber in gewissen seiner Novellen sind derbere Szenen, gewagtere Situationen homosexuellen Inhalts als in dem poetischen, teilweise von Platonischem Geist durchwehten, wenn auch aus dem feurigen Temperament eines modernen Künstlers herausgewachsenen und von ihm durchglühten „Escal-, Vigor“ anzutreffen. Professoren, Kritiker u. s. w. — die bekanntesten Namen der Kunst und Litteratur Belgiens — den Kunstwert und den sittlichen Ernst des Romans. „ Unter den Zeugen, berichtet Eekhoud, waren strenggläubige Katholiken und Künstler, mit denen ich mich schon in Konflikt oder wenigstens in Meinungsverschiedenheit befunden hatte. Alle aber brachten mir den Ausdruck ihrer Achtung und litterarischen Solidarität, einmütig die beleidigende und phantasievolle Deutung zurückweisend, welche die Anklage und ihre Helfershelfer „Escal-Vigor“ gegeben hatten. Die Staatsanwaltschaft hatte kein Glück. Sie hatte sich geschmeichelt, wenigstens einen Künstler den von der Verteidigung

geladenen gegenüberstellen zu können, sie brachte mir aber nur ein Zeugnis der Achtung mehr. Georges Virrfes, der bekannte katholische Schriftsteller, obgleich er von seinem Standpunkt als Katholik gewisse Vorbehalte über die philosophische Tragweite meines Buches machte, weigerte sich dennoch wie die übrigen, in diesem etwas Anderes als ein Kunstwerk zu sehen und wies ebenso energisch wie die Zeugen der Verteidigung die von den sogenannten Wächtern der öffentlichen Sittlichkeit erdachten Scheusslichkeiten zurück.“

Nach einer glänzenden Verteidigungsrede des in Belgien rühmlichst bekannten Schriftstellers und Advokaten Edmond Picard wurde Eekhoud, wie es ja geschehen musste, freigesprochen.

Auch das wissenschaftlich-humanitäre Comité hatte ein Gutachten über den Roman vom medizinischen Standpunkt aus eingesandt. Dasselbe wurde jedoch zu spät von Eekhoud einverlangt, um noch übersetzt und in der Verhandlung benützt werden zu können. Eekhoud will dasselbe in der nächsten Auflage des Romans als Einleitung veröffentlichen. In dem Gutachten wurde hervorgehoben, dass Eekhoud nicht etwa ein Laster verherrlicht, sondern nur eine angeborene, höchstens als krankhaft.